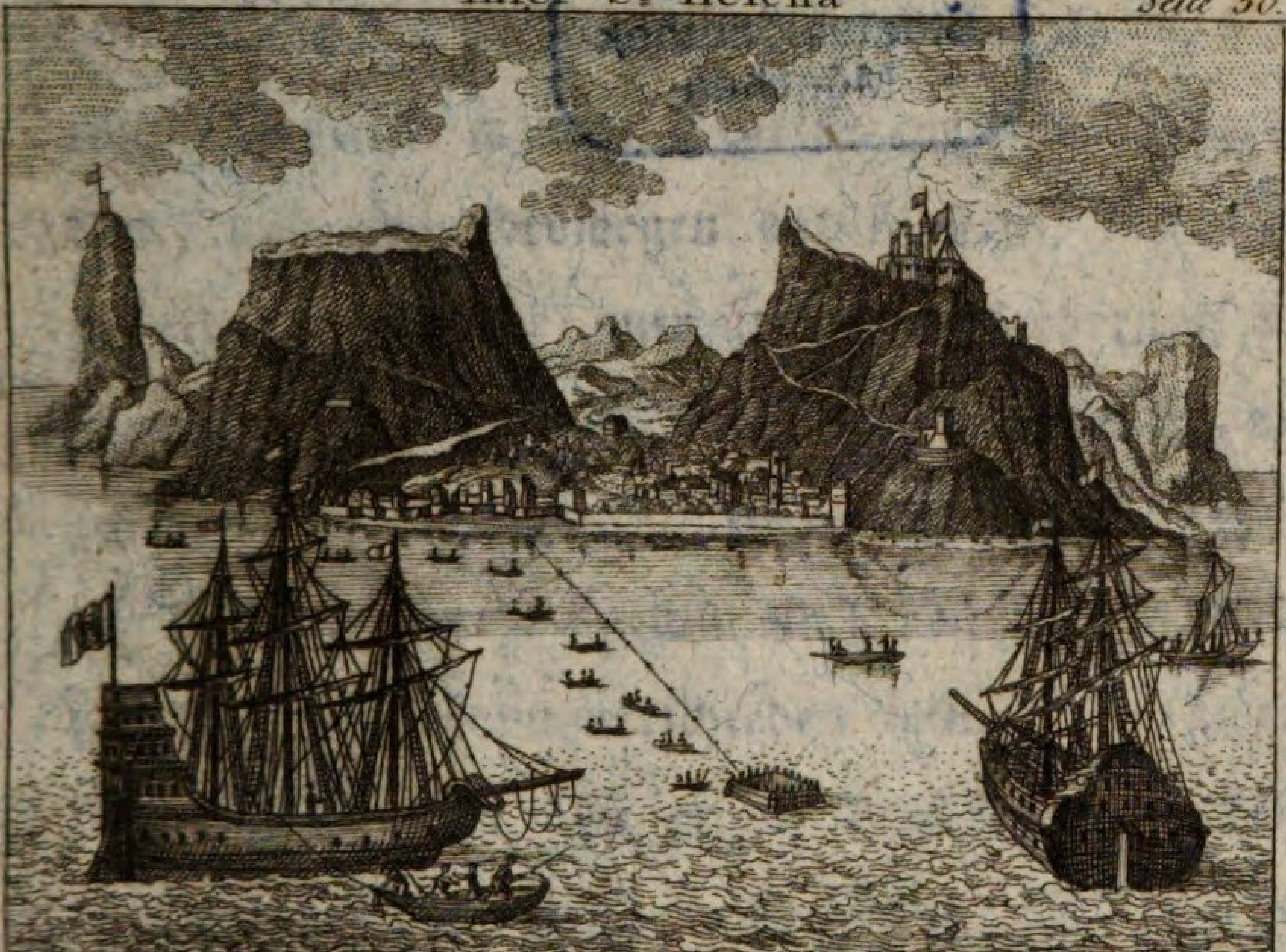
Beiträge zur Länder- und Völkerkunde.

Von
Joh. Anton Müller,
Dr., Prof. und öffentlicher Lehrer der neuern Sprachen zu Landshut.

Insel St. Helena Seite 56.



Weber del. et sculp.

Erster Theil.

Augsburg und Leipzig,
in der von Jenisch und Stageschen Buchhandlung.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede.

...... und die Vorrede, sagten meine Verleger, als ich ihnen das Manuskript überreichte. Sind Sie gesonnen Ihre Schrift ohne Vorrede zu lassen? Sie hatten mich wirklich errathen, denn ich habe meine eignen Begriffe von den Vorreden, und war deswegen entschlossen, keine zu schreiben, doch die gutmüthige Aufforderung bestimmte mich, meiner Schrift eine vorzusetzen, und zwar — eine Vorrede über die Vorreden.

Die Absicht, warum ein Verfasser eine Vorrede schreibt, kann verschieden sein. Die ächte, dünkt mich, ist: daß er in derselben dem Leser sagt, wie er verstanden seyn will; daß er ihm den Standpunkt zeigt, von welchem aus er ihn beurtheilen soll, weil alles auf den Standpunkt ankömmt, von welchem aus man eine Sache betrachtet, und Manchem etwas reitzend vorkommen

kann, was den andern häßlich erscheint; daß er getreu die Quellen angiebt, aus welchen er schöpfte, um sich gegen den Vorwurf des Plagiats zu sichern. Diese Absicht ist gewiß gut, und es findet sich da Gelegenheit, manches Gute und Nützliche zu sagen, nur Schade, daß die Vorreden so selten gelesen werden. Der größte Theil der Leser überschlägt sie als langweilend und unnöthig. Viele dünken sich klug genug, schon selbst den rechten Standpunkt zu finden, sollten sie auch Gefahr laufen, irre zu gehen, und den Verfasser ganz falsch zu verstehen. Daher so viele schiefe Urtheile.

Andere mögen die Vorrede als eine Posaune betrachten, bestimmt, die Vortreflichkeit des Werkes laut zu verkünden, und Bewunderer herbei zu ziehen, eingedenk des alten Sprüchworts: aus dem machen die Leute nichts, der nicht selbst etwas aus sich zu machen versteht. Nur Schade, daß diese Posaune oft ein laut tönendes Erz, und eine klingende Schelle wird, an welcher die Zuhörer lächelnd vorüber gehen.

Bey Manchen dient die Vorrede als eine Captatio benevolentiae, besonders für die Richter. Arme Verblendete, die da nicht wissen, daß diese Männer unbestechlich sind; daß sie alle bey ihren Urtheilen den alten Spruch zur Richtschnur gewählt haben: fiat justitia, pereat mundus; daß viele es zu solcher Fertigkeit gebracht haben, keiner Vorrede, ja des Werkes nicht einmal zu bedürfen; daß es für sie hinreichend ist, das Inhaltsverzeichniß zu durchblättern, um zu wissen, daß kein gutes Haar an dem Verfasser ist, und dann tüchtig mit der Zuchtruthe darein zu schlagen.

Da es nun einmal Sitte ist, eine Vorrede zu schreiben, so liefere ich hier die meinige. Meine Absicht, als ich die Schrift verfertigte, war, ein Buch zu liefern, in welchem Leser verschiedener Art etwas für ihren Geschmack finden. Jene, welche bloß zur Unterhaltung lesen, werden durch die noch wenig bekannten Nachrichten von fremden Völkern und Ländern befriedigt werden. Der Geschichtsforscher, der Staatswirth, der Kaufmann ꝛc. wird manches finden, welches seiner Aufmerksamkeit würdig ist, und für den Men-

schenfreund wird es besonders trostreich seyn, zu sehen, wie Kenntnisse sich stufenweise bey den Völkern verbreiten, wie weise Regierungen die zweckmäßigsten Maasregeln ergreifen, sie zu befördern, und die Menschen moralisch und physisch glücklicher zu machen. Die Quellen, aus welchen ich schöpfte, sind größten Theils englische, noch wenig bekannte Schriften, und findet diese Sammlung Beyfall, so habe ich noch reichhaltigen Stoff im Vorrath, einen Nachtrag zu liefern.

Der Verfasser.

Kurze Darstellung des Handels mit Indien vor der Umschiffung des Vorgebirgs der guten Hoffnung.

In den ältesten Zeiten wurde der Handel mit Indien auf zwey verschiedenen Wegen betrieben. Der eine gieng über den arabischen Meerbusen, oder das rothe Meer, durch das steinige Arabien nach Tyrus, wo der Stapelplatz war, und die Waaren an die Kaufleute abgegeben wurden. Der andere kam durch den persischen Meerbusen, durch die Wüste, und von da auf einer Seite nach Babylon, auf der andern nach Tyrus, oder auch Palmyra, welche Stadt, umgeben von einer fruchtbaren Ebene, fast mitten in der Wüste lag. Als Alexander Tyrus zerstörte, und Alexandrien an der Küste Egyptens baute, zog sich der Handel dahin, und dieser Weg hatte den Vortheil, daß er, statt durch die Felsen der Wüste, durch Egypten, das Delta, und längs des Nils hin führte. Ungeachtet dieser Vortheile blieb indessen der Weg durch Syrien noch lange besucht.

So lange die Egypter den Handel mit Indien längs der Ostküste Arabiens hin betrieben, war er für sie beschwerlich, und offenbar nachtheilig; denn nach einer langen Küstenfahrt kamen sie erst an der Mündung des persischen Meerbusens an, wenn andere Ne-

benbuhler im Handel sich auf viel kürzerem Wege dahin begeben konnten. Lange nachdem Egypten unter römische Herrschaft fiel, gelang es einem kühnen Schiffer, Namens Hispalus, begünstigt von den damals noch unbekannten Passatwinden, aus dem rothen Meer durch die Meerenge Bab el Mandel, auf geradem Wege an der Küste Malabar zu landen. Diese Entdeckung war für den Handel die günstigste, und von nun an wurde dieser Weg eingeschlagen, um die indischen Waaren nach Europa zu bringen. Plinius giebt uns eine Beschreibung davon, und die Schiffe bedurften zu ihrer Reise nach Indien, und wieder zurück, eines vollen Jahres.

Der Handel mit Indien scheint, von den ältesten Zeiten an bis auf unsere, dazu bestimmt, immer neuen Veränderungen unterworfen zu seyn. Wir sagten oben, daß der besuchteste Weg für den Handel zu Land, über Alexandrien gieng; als aber Konstantinopel die Hauptstadt des damaligen Reichs wurde, so änderte sich plötzlich der Weg, und die Waaren giengen durch Syrien. Die Perser lernten nun auch die Vortheile des Handels schätzen, und öffneten ihre Flüsse der Schiffahrt, wodurch die Fracht vom persischen Busen an, bis in das mittelländischem Meer, um zwey Drittheile erleichtert wurde. Im siebenten Jahrhundert gab ein wichtiges Ereigniß dem Handel wieder eine neue Richtung. Mahomed hatte seine neue Lehre verkündet, und sie griff mit so unglaublicher Geschwindigkeit um sich, daß in kurzer Zeit von den Ufern des atlantischen Meeres bis an China's Gränzen Millionen sich zu ihr bekannten. Die ersten Anhänger waren Krieger, predigten mit dem Schwerd

in der Hand, und giengen auf Eroberungen aus. Auf den Handel, besonders den mit Indien, hatte dieses den entschiedensten Einfluß. Alexandrien verlor, und Bassora, welche an dem Zusammenfluß des Euphrats mit dem Tiger liegt, gewann dabey. Aller Handel zog sich dahin, und diese Stadt ist noch itzt die Niederlage des indischen Handels, während Alexandrien ganz in Nichts dahin sank.

Der Einfluß der neuen Religion auf den Handel wurde noch öfters fühlbar. Anfänglich schien durch sie mehr Thätigkeit in den Handel zu kommen, bald aber traten Misverständnisse, Haß und Verfolgungsgeist zwischen die Anhänger der verschiedenen Religionen, und der Weg nach Asien, wo sich die Europäer ihre Vorräthe an indischen Waaren holten, war ihnen so gut wie versperrt. Was man auf diesem Wege noch erhalten konnte, war durch die Caravanen, welche aber einen ganz eigenen Geist angenommen hatten. Ehemals dienten diese blos dem Handel, nun aber der Religion. Die Mahomedaner wallten nach Meka, und die Christen nach dem heiligen Grabe. Die Religion diente indessen, wie das noch oft zu geschehen pflegt, den weltlichen Geschäften zum Vorwande, und die Wallfahrter tauschten wechselseitig ihre Waaren aus.

Der Handel mit Indien war indessen für die Europäer zu sehr gehindert, als daß man nicht suchen sollte, demselben eine andere Richtung zu geben. Durch Syrien und Egypten war der Weg so gut wie gesperrt, und man ließ die Waaren von China und Ostindien auf Flüssen und Landwegen bis an die Ufer des kaspischen Meeres kommen. Von hier wurden

sie auf dem Don und der Wolga, deren Mündungen nicht weit von einander entfernt sind, nach dem schwarzen Meer gebracht, und Konstantinopel wurde nun die Niederlage der indischen Waaren, und für eine geraume Zeit die glänzendste Stadt von Europa.

Venedig und Genua waren damals reiche, und daher mächtige Freystaaten. Sie suchten wetteifernd sich den Handel mit indischen Waaren für das übrige Europa zuzueignen. Sie bezogen, so viel sie nur konnten, von Alexandrien, durch Egypten, durch Syrien, und vorzüglich von Konstantinopel, und versorgten dann die nördlicher gelegnen Länder Europens. Die Kreuzzüge kamen, und tausende von Menschen lernten die indischen Waaren kennen, welche ihnen vorher größtentheils unbekannt waren. Das morgenländische Kaiserthum näherte sich seinem Verfalle, und fremde Mächte, besonders Venedig, eigneten sich in Konstantinopel selbst Hoheitsrechte zu, welche dieser Freystaat aber später durch die Betriebsamkeit der Genueser wieder verlor. Genua nahm sich der vertriebenen kaiserl. Familie an, und bewirkte zu ihren Gunsten eine Revolution. Für diesen Dienst erhielt Genua von den griechischen Kaisern die Vorstadt Pera, welche nun befestigt wurde, und dieser Freystaat bekam dadurch in Hinsicht des ostindischen Handels offenbar das Uebergewicht. Venedig konnte die Waaren itzt nur mehr von Alexandrien, und durch Syrien beziehen.

Auch Florenz wurde in diesen Zeiten eine mächtige Nebenbuhlerinn im Handel, und bald zog sich derselbe nach Norden. Die nordischen Völker rückten allmählig in der Kultur, und auch im Luxus wei-

ter. Sie hatten diese asiatischen Genüsse kennen gelernt, und sie waren ihnen zum Bedürfniß geworden. Es wurden daher in Brügge und Antwerpen grosse Niederlagen der ostindischen Waaren errichtet, wodurch sich diese Städte in kurzer Zeit sehr bereicherten. Der Zeitpunkt nahte indessen, in welchem der Handel mit Indien einen neuen Stoß erhalten sollte. Konstantinopel fiel in die Hände der Mahomedaner, und Mahomed der 2te bestieg den Thron. Genua verlor seinen Einfluß, und der Handel mit Indien durch Konstantinopel wurde nun mit eben den Hindernissen belegt, unter welchen er schon in Egypten und Syrien früher seufzte.

In diesem Zustande blieb der Handel eine geraume Zeit, bis endlich die Spitze Afrika's, das Vorgebirg der guten Hoffnung, umsegelt und dadurch ein kürzerer, wohlfeilerer, und sicherer Weg entdeckt wurde, sich mit den Erzeugnissen Asiens zu versehen. Von diesem Augenblicke nahm der Handel mit Ostindien eine ganz andere Gestalt an, blieb aber, wie in ältern Zeiten, häufigen Veränderungen unterworfen. Alle Handel treibenden Nationen suchten sich denselben eigen zu machen, und verdrängten sich wechselseitig aus dem Besitz desselben. Wir werden in der Folge den Lesern eine kurze Geschichte der Veränderungen liefern, welche, seit der Umschiffuug des Vorgebirgs der guten Hofuung, mit diesem Handel vorfielen, und dann in einer eignen Abhandlung den itzigen Zustand desselben in den Händen der Engländer, welche fast die ausschliessenden Herren davon sind, darstellen.

Geschichte des Handels der Europäer mit Indien, nach der Entdeckung des Weges dahin um das Vorgebirg der guten Hoffnung.

Unter diesem Titel erschien 1811 in London eine Schrift von einem Verfasser, Herrn David Macpherson, welcher sich schon einige Jahre früher, nemlich 1806, durch seine Annalen des Handels bekannt gemacht hatte. Wir wollen den Lesern eine kurze Uebersicht dieser in jeder Hinsicht wichtigen Schrift mittheilen.

Der Verfasser zeichnet mit meisterhafter Hand eine Darstellung des Handels mit Indien, von den ältesten Zeiten an, bis zu Entdeckung des Weges über das Vorgebirg der guten Hoffnung. Er zeigt, wie seit diesem Zeitpunkte die verschiedenen Völker Europens sich mühten, Antheil an diesem Handel zu nehmen, und wie nach und nach die Handelsgesellschaften entstanden. Die Portugiesen waren es, welche den Weg um die mittägliche Spitze Afrikas entdeckten. Schon Heinrich, der jüngste Sohn Peters, Königs von Portugal, nährte den Plan, einen Weg zu Wasser nach Indien zu finden; allein er erlebte es nicht, daß dieser sein Lieblingsplan ausgeführt wurde; denn bey seinem 1463 erfolgten Tode war man in der Entdeckung noch nicht weiter als bis zu der Insel S. Matthias vorgerückt. Im J. 1486 gelangte Diaz an die mittägliche Spitze Afrikas, welcher der König Johann 2ten im prophetischen Geiste den Namen des Vorgebirgs der guten Hoffnung

beylegte. Unter der Regierung Emanuels landete Vasco de Gama den 22. May 1498. zu Calicut an der westlichen Küste von Indostan. Die Portugiesen versuchten sogleich, Handel mit diesen Völkern anzuknüpfen; allein es gelang ihnen nicht, weil die Mauren, welche großen Einfluß auf den König von Calicut hatten, eifersüchtig auf die neuen Ankömmlinge waren, und Gama sah sich genöthigt, nach Europa zurückzukehren, ohne etwas von den kostbaren Erzeugnissen des Landes mitzubringen. Man rüstete eine zweyte, beträchtlichere Flotte aus, über welche Pedro Alvarez de Cabral den Oberbefehl erhielt. Er entdeckte auf seiner Fahrt die Küste von Brasilien, an welche er durch Sturm verschlagen wurde, und kam 1500 mit 6 Schiffen von 13, welche ihm anvertraut waren, im August zu Calicut an. Die Araber suchten neuerdings den Handelsabsichten der Portugiesen entgegen zu arbeiten, und es kam endlich zu Thätlichkeiten. Er grif vor Calicut 10 ihrer größten Schiffe an, tödtete 600 Mann, und machte die übrige Mannschaft zu Sclaven. Die Waaren nahm er weg, und zündete dann in der Nacht die Schiffe der Feinde an. Um den Tod der Seinigen zu rächen, beschoß er des andern Tages die Stadt selbst, und eröffnete mit diesem Blutbade den Handel in diesen Gegenden. Er segelte nach Cochin, wo er Handelsverbindungen anknüpfte, eine Faktorey anlegte, und, nachdem er zwey Faktoren zurückgelassen hatte, nach Cannamora abgieng, um dort seine Ladung voll zu machen. Beladen mit Spezereien und andern Waaren kehrte er endlich nach Portugal zurück.

Der König Emanuel ließ 1502 neuerdings eine Flotte von 20 Schiffen ausrüsten, deren Führung er Vasco de Gama übergab. Der Pabst ertheilte eine Bulle, in welcher er den König von Portugal als den Herrn der Schiffahrt, des Handels, und aller Eroberungen in Ethiopien, Arabien, Persien, Indien rc. erklärte. Hierauf gründeten die Portugiesen in der Folge ihre Rechte, die empörendsten Grausamkeiten auszuüben. Der Handel wurde zu jener Zeit ganz für Rechnung des Königs getrieben, und war, ungeachtet der grossen Kosten, welche die Ausrüstung der Schiffe erforderte, ungeachtet der schlechten Verwaltung und der häufigen Betrügereyen, welche dabey vorfielen, auf diesem Wege so vortheilhaft, daß der Handel der Venetianer fast ganz zerfiel, so bald es in Europa bekannt wurde, daß man in Lissabon die indischen Waaren viel wohlfeiler finden könne. Alles strömte dahin, und um auch den Norden damit zu versehen, brachten die Portugiesen ihre Waaren nach Antwerpen, und in kurzer Zeit wurde Lissabon die reichste Handelsstadt von Europa.

Im Jahr 1506 wurde Alphons Albuquerque nach Indien geschickt, und Portugal verdankte seiner Klugheit das Wachsthum seiner Besizungen. Es wurden die drückenden Abgaben von den Waaren abgenommen, und der Handel erhielt einen neuen Schwung. Albuquerque befestigte Goa, als den Schlüssel der Schiffahrt in diesen Gewässern, und machte Malacca zur zweyten Hauptstadt der portugiesischen Besitzungen. Er wendete alles an, um mit den Eingebornen in guter Eintracht zu bleiben, und die Hindous, welche so lange unter dem Drucke der Mauren geseufzt

hatten, freuten sich einer so sanften Regierung; allein ihre Freude dauerte nicht lange. Albuquerque starb 1515, und seine Nachfolger in der Verwaltung vergaßen ganz seine Grundsätze. Sie empörten durch Grausamkeiten und Erpressungen aller Art die Herzen der Landeseinwohner. Im J. 1517 eröffneten die Portugiesen einen Handel mit China, verloren ihn aber bald durch das Benehmen des Anführers ihrer Flotte Simon de Andrades. Es gelang ihnen indessen, das gute Vernehmen mit den Chinesen wieder herzustellen, indem sie ihnen behülflich waren, Seeräuber, welche sich der Insel Macao bemächtigt hatten, zu besiegen. Sie setzten sich in dieser Insel fest, und trieben eine geraume Zeit einen vortheilhaften Handel mit China, Japan, Cochinchina und andern Ländern Ostindiens.

Der Glanz der Portugiesen in Ostindien nahete sich seinem Verfall, als die Kronen von Portugal und Spanien unter Philipp dem 2ten 1580 vereinigt wurden. Die Holländer bemächtigten sich verschiedener portugiesischen Besitzungen in diesem Welttheile, und als 1640 die Krone Portugals unter Johann II. an das Haus Braganza kam, ließ sich das Uebergewicht der Holländer immer deutlicher fühlen. Sie vertrieben die Portugiesen aus Japan, und nöthigten sie 1656 die Insel Ceylon zu räumen, nachdem Portugal fast ein ganzes Jahrhundert, nemlich von 1500, als Cabral die erste Ladung aus Indien brachte, bis 1595, als Holland die ersten Eroberungen machte, den Alleinhandel getrieben hatte.

In den ersten 50 Jahren brachten die Portugiesen jährlich 5 Schiffe aus Indien, und als Portu-

gals Glanz zu sinken anfieng, wurden diese Schiffe jährlich auf 3 beschränkt. Zwar hob sich die Einfuhr aus Indien wieder beträchtlich, als Portugal mit Spanien vereinigt wurde, aber so unregelmässig, daß in einigen Jahren viel, in andern gar nichts eingeführt wurde. Ueberhaupt wurden noch nicht so viele indische Waaren in Europa verbraucht, als späterhin, nachdem die Holländer, und nach ihnen die Engländer, sich dieses Handels bemächtigt hatten.

Von allen den grossen Besitzungen, welche einst den Portugiesen zugehörten, blieb ihnen sehr wenig übrig. Einige wenige Niederlassungen auf Afrika's östlicher Küste, und in Indostan Dio, mit einigen noch unbedeutendern Faktoreyen in dem cambayischen Merbusen, dieses ist alles, was sie besitzen. Goa ist noch immer die vorzüglichste ihrer Besitzungen in Indien. Sie haben zwar noch die Erlaubniß, sich zu Macao auf der chinesischen Küste aufzuhalten, allein in so strenger Abhängigkeit, daß man sie eher als chinesische Unterthanen betrachten kann. Wenn man die Geschichte während Portugals glänzendem Zeitraum durchläuft, so scheint es, daß die Portugiesen sich lieber schnell durch Erpressungen, und Grausamkeiten aller Art bereichern, als einen dauerhaften und sichern Handel gründen wollten. Da sie mit ihren Bedrückungen noch eine unsägliche Religionsschwärmerey verbanden, so wurden sie dadurch den Urvölkern Indiens doppelt verhaßt, und diese nahmen einen fremden Beherrscher mit offnen Armen auf.

Die Holländer unternahmen 1595 die erste Fahrt nach Ostindien, beluden zu Bantam ihre Schiffe mit Spezereyen, und kamen 1597 zurück. Es entstanden

mehrere kleine Gesellschaften für diesen Handel, welche aber 1602 in eine einzige vereinigt wurden, und diese grosse Gesellschaft erhielt auf 21. Jahre die Freyheit des ausschliessenden Handels nach Ostindien. Diese neuen Beherrscher Indiens verübten eben so grosse Grausamkeiten, als die Portugiesen, nur mit dem Unterschied, daß sie durch einen andern Geist, nemlich den Handelsgeist, beherrscht wurden. Im Februar 1623 ermordeten sie zu Amboina alle Engländer, unter den grausamsten Martern. Die wichtige Niederlassung auf dem Vorgebirg der guten Hoffnung wurde 1650 gegründet. Die holländisch-ostindische Kompagnie erbaute an diesem Ort eine Stadt und Festung, und da alle Materialien aus Europa herbeygeführt werden mußten, so beliefen sich die Unkosten in einem Zeitraum von 20. Jahren auf 20 Millionen Gulden, welche aber in der Folge der Gesellschaft reichlich ersetzt wurden. Ihre Schiffe fanden nun da Wasser, Holz, und Vorräthe aller Art; ihre Kranken konnten nach einer langen und beschwerlichen Ueberfahrt sich erholen, und die grundherrlichen Einkünfte langten hin, die jährlichen Unkosten der bürgerlichen und Militärverwaltung des Landes zu decken.

Im Jahr 1661 verloren die Holländer ihre Niederlassung auf der Insel Formosa, von wo aus sie einen sehr einträglichen Handel mit Japan trieben, dagegen erhielten sie 1667 durch die Eroberung von Macassar und der benachbarten Länder, den Alleinhandel mit Spezereyen, welcher aber in den neuern Zeiten in die Hände der Engländer übergieng. Die Statthalterschaften Amboina und Banda, deren jede

eine Gruppe Inseln unter sich hatten, welche die herrlichsten Gewürze liefern, wurden 1796 den Holländern durch den General Raynier abgenommen. Durch den Frieden 1801 erhielten die Holländer alle ihre Besitzungen, die Insel Ceylon ausgenommen, wieder; allein in dem darauf folgenden Krieg, welcher durch den Frieden 1814 beendet wurde, wurden sie ihnen neuerdings entrissen. Die Holländer zogen aus ihrem Alleinhandel mit Gewürzen die größten Vortheile. Die Kaufleute Europa's, welche sich in Person oder durch ihre Agenten auf ihre Märkte begaben, versahen sich da mit allen Landes- und Manufakturerzeugnissen des Orients, und die Holländer bemächtigten sich dadurch, daß sie die asiatischen Plätze versorgten, des ganzen Handels auf dem indischen Ozean, welcher ihnen zugleich eine reiche Quelle zur Vergrösserung ihrer Seemacht wurde.

Die Tapferkeit, mit welcher Holland Spaniens Joch abgeschüttelt, und so grosse Besitzungen in fremden Welttheilen erkämpft hatte, erlosch, nachdem seine Unabhängigkeit anerkannt, und die Portugiesen aus ihren vorzüglichsten Besitzungen im Orient vertrieben waren. Die Beamten der holländ. Gesellschaft in Indien vernachläßigten ihre Pflichten, und suchten sich nur zu bereichern, indem sie ihre geringen Besoldungen zum Vorwand nahmen. Bei ihrer Geldgierde lebten sie doch mit einem unbeschreiblichen Aufwande, und behaupteten, daß es nothwendig sey, um den Eingebornen Ehrfurcht einzuflößen. Die Seemacht, welche ehedem so sehr blühte, und welcher Holland seinen Glanz zu danken hatte, zerfiel nach und nach; denn die Befehlshaberstellen wurden

nicht mehr nach Verdienst, sondern nach Gunst besetzt, und die Fortschritte, welche man in der Seekunst mit dem Geist der Zeit machte, so wie die Vorsichtsmaasregeln für die Gesundheit der Schiffsmannschaft, blieben den Holländern grossentheils unbekannt. Von ihren Landtruppen wurde die Gesellschaft nicht besser bedient; denn die Soldaten waren keine Landeskinder, sondern Fremdlinge, welche keinen Antheil an dem Wohl des Staats nahmen, und welche nicht selten, wenn ihre Dienstzeit verflossen war, zu den Feinden übergiengen.

Nun kommt der Verfasser auf den Antheil, welchen die Franzosen an dem Handel mit Indien nahmen. Er spricht von der berühmten Missisippigesellschaft, in welcher die Actien 1000 mal höher, als um ihren ursprünglichen Preis, verkauft wurden, und damit endeten, gar keinen Werth mehr zu haben. Späterhin, sagt der Verfasser, wurden Frankreichs Handelsangelegenheiten zwar mit mehr Klugheit geführt, allein der Antheil an dem indischen Handel war niemals von grosser Wichtigkeit.

Da wir den Lesern über den englischen Handel nach diesem Welttheile eine eigene Abhandlung liefern werden, so fügen wir nur hier bey, was durchaus zur Sache gehört. Die Engländer fiengen damit an, wie die Leser in der Geschichte des Handels mit Afrika finden werden, sich in diesem Welttheile, und besonders an der Goldküste festzusetzen, und hatten deßwegen mit den Portugiesen, und später mit den Holländern, manchen Kampf zu bestehen. Nach und nach breiteten sie ihren Handel auch nach Indien aus, und besitzen itzt in dem Orient ungeheure Länder und

Königreiche. Unter dem König Wilhelm bestanden in England drey Gesellschaften, welche die Vorrechte hatten, nach Ostindien zu handeln; da man aber zu finden glaubte, daß die verschiedenen Interessen zu einer übermässigen Ausfuhr der kostbaren Metalle, und zu einem zu grossen Ueberfluß an indischen Waaren führten, welches den brittischen Manufakturen schädlich war, so wurden unter der Regierung der Königin Anna alle kleinern Gesellschaften in eine einzige ostindische Kompagnie vereinigt, welche unter verschiedenen Modifikationen fortdauerte, und noch itzt besteht.

Es wird den Lesern vielleicht angenehm seyn, eine kurze Darstellung zu erhalten, wann, und wie der Thee zum erstenmal in England eingeführt wurde, und wie sich dieser Handelszweig nach und nach vergrösserte. In einer Parlamentsakte vom J. 1660 geschieht des Thees, als eines Consumationsartikels die erste Erwähnung, und er wurde mit einer Abgabe von 8 Pfenningen belegt, während der Caffee nur 4 Pf. bezahlte; aber dieses Getränk gehörte noch immer zu den Seltenheiten, welche nur für Reiche und Vornehme bestimmt sind. Die ostindische Kompagnie machte dem König verschiedenemale Geschenke mit Thee, 1664 mit zwey, und 1666 mit zwey und zwanzig 3/4 Pfund, und bezahlte 50 Schillinge für das Pfund. Nun fieng dieses Getränk an, bekannter zu werden, man bezog den Thee aber noch größtentheils von den Holländern, oder kaufte ihn aus der zweyten Hand von Madras und Surate. Im J. 1678 wurden 4713 Pfund Thee in England eingeführt, und nun fieng die Kompagnie an, ihre Aufmerksamkeit auf diesen

Gegenstand zu wenden. In den Jahren 1697, 98 und 99 belief sich die Summe des jährlich von der Gesellschaft eingeführten Thees auf 20,000 Pfund, und in den acht folgenden Jahren überstieg die jährliche Einfuhr 60,000 Pf., zu 16 Schilling für das Pfund. In dem J. 1721 wurde zum erstenmal eine Million Pfund eingeführt, und von nun an stieg die Einfuhr in England mit jedem Jahre beträchtlich. In dem Jahr 1783 führte die Kompagnie 1,138,295 Pf., und seit 1786 niemals unter 20,000,000 Pf. ein. Zu dieser ungeheuren Summe des jährlich auf rechtlichem Wege in England eingeführten Thees, muß man noch das hinzufügen, was man einschwärzte. Die starke Abgabe, welche von dem Thee entrichtet werden mußte, munterte gar sehr zum Schleichhandel auf, weil viel dabey zu gewinnen war; daher der Minister Pitt in den ersten Jahren nach seinem Antritte schon diese Abgabe aufhob, und die Lücke durch eine erhöhte Fenstertaxe ausfüllte, welches die Folge hatte, daß von nun an weniger eingeschwärzt wurde.

Englands jetziger Handel mit Indien, nebst einigen Bemerkungen über die ostindische Kompagnie.

Es ist unstreitig ein in der Geschichte aller Jahrhunderte merkwürdiges Ereigniß, daß ein handeltreibendes Volk in fernen Welttheilen Besitzungen und Reiche erwerbe, welche an Größe und Bevölkerung

das Mutterland weit übertreffen, und dann diese Besitzungen mit allen Rechten einer Gesellschaft von Kaufleuten überlasse. Dieses ist der Fall mit England, und mit seiner ostindischen Kompagnie. Der Anfang des Handels der Engländer mit Indien war klein und unbedeutend. Sie hatten mit vielen Hindernissen zu kämpfen, bis sie festen Fuß fassen konnten; als dieses aber einmal geschehen war, gieng es rasch vorwärts, und sie verdunkelten und verdrängten bald alle andern handeltreibenden Nationen.

Karl II. versuchte es schon, aber mit wenigem Erfolg, Niederlassungen in Indien zu gründen. Die Portugiesen hatten sich grosse Besitzungen in diesem Welttheile errungen. Sie besaßen wohl befestigte Niederlassungen nicht nur auf Indiens Halbinsel, sondern auch in dem arabischen und persischen Meerbusen. Sie hatten viele Fürsten des Landes sich unterworfen, und behandelten die Einwohner mit Härte. Die Holländer verdrängten sie, und bald wurden auch sie wieder verdrängt. Frankreich und England buhlten nun um den indischen Handel, kämpften lang und oft um denselben, bis endlich England, welches alle Umstände treflich zu benutzen wußte, Sieger blieb.

Die noch unabhängigen Fürsten des Landes sahen mit eifersüchtigem Auge das Bestreben der Engländer, sich in ihrem Lande niederzulassen. Eingedenk der erduldeten früheren Bedrückungen wollten sie nicht, daß neue Fremdlinge sich ansiedelten und ihre Besitzungen befestigten. Die englischen Kaufleute, welche des Handels wegen hinkamen, mußten es sich daher gefallen lassen, unter dem Schutze und den Gesetzen der Inländer zu leben. Ihre Faktoreyen wa:

waren offne Plätze, ohne alle Vertheidigung. Die Streitigkeiten der Eingebornen unter einander gaben indessen Veranlassung, die Niederlassungsplätze mit Mauern zu umgeben, Kanonen aufzupflanzen, und Soldaten zum eignen Schutze zu halten; bald aber gab der im J. 1744 in Europa ausgebrochene Krieg den Angelegenheiten in Indien eine andere Wendung. Die Erfahrung hat es gelehrt, daß sich der Geist der Zwietracht und das Feuer des Kriegs immer von unserm Welttheile auch in andere verbreite. Engländer und Franzosen verfolgten sich bis nach Indien, und düngten die Felder Indostans mit ihrem Blute. Die Eingebohrnen nahmen Antheil an dem Kampfe, und schlugen sich auf die eine oder die andere Seite, ohne zu ahnden, daß sie dadurch an ihrem eignen Sturze arbeiteten. Die Engländer besassen in jenem Zeitpunkt in Indien nur das Fort St. Georg auf der Küste Coromandel, mit einem sehr kleinen Gebiet, und in Bengalen einige Faktoreien, ohne alles Gebiet. Die Franzosen hatten Carical und Pondicheri, welches letztere ihre militärische Niederlage war.

Das Mogolische Reich nahte sich mit raschen Schritten seinem Untergange. Ueberall herrschte Aufruhr, und die entfernten Provinzen trennten sich allmählig vom Stamme. Dekan hatte sich unabhängig erklärt, und zwey Nabob bewarben sich um die Provinz Arcot. Der eine war Anawer Odien Can. Er hatte sich schon in Besitz gesetzt, und wurde durch die Engländer unterstützt. Der andere, Chunda Saheb, suchte jenen zu verdrängen, und hatte die Franzosen zur Hülfe. Es wurde lange mit grosser Anstrengung,

und mit abwechselndem Glücke gekämpft, doch endlich gelang es den Engländern, da Odien in einer Schlacht gefallen war, seinen Sohn Mahomet Aly Can in den ruhigen Besitz der Provinz zu setzen. Der Friede war schon lange in Europa zwischen den Mutterländern unterzeichnet, und in Indien bekriegte man sich noch mit aller Wuth. Endlich kam der Befehl, alle Feindseligkeiten einzustellen, und in Hinsicht des Handels eine vollkommene Gleichheit zum Grunde zu legen.

Beide Nationen suchten nun fortwährend sich mächtige Anhänger im Lande zu machen, und durch deren Hülfe sich zu vergrössern. Die Franzosen, unterstützt von Salabut Jung, erhielten von dem Souba in Dekan den Distrikt von Mazulipatnam und fünf nördlich von Madras gelegene Provinzen, die nördlichen Sircars genannt, mit der Oberherrlichkeit über Carnate. Da sie aber bald nachher Salabut Jung's Zutrauen und Freundschaft verloren, wurde ihnen Carnate wieder entrissen. Die Engländer bewarben sich nun ihrer Seits um des Souba von Dekan Gunst, und als bald nachher der Krieg in Europa wieder ausbrach, nahmen die Sachen bald eine andere Gestalt an. Salabut's Abtretung an die Franzosen wurde von dem Mogol vernichtet, und die Engländer erhielten diese Besitzungen. Salabat Jung schloß sich nun an die Engländer freundschaftlich an, und erhielt Dekan, Mahomet Aly Chan aber, der alte Verbündete derselben, wurde Nabob von Carnate.

Ehe wir weiter gehen, wird es nöthig seyn, die Besitzungen aufzuzählen, welche die Engländer um diese Zeit, nemlich 1756, inne hatten. In Ben=

galen besassen sie Calcutta, damals Aly Nagur genannt, mit einigen Dörfern, welche ihnen der Mogol überlassen hatte, und Faktoreien zu Cossimbazar und Dacca. Die Zölle sowohl, als der jährliche Landesertrag dieser Besitzungen, beliefen sich kaum auf 23,500 Pf. Sterling. Zu Madras waren ihre Besitzungen beträchtlicher, und die jährlichen Einkünfte betrugen 64,000 Pf. Sterling. Bombay, welches seiner Lage wegen für den Handel nach dem nördlichen Indien, und den persischen und arabischen Meerbusen, wichtig war, hatte neun Dörfer, einige Faktoreien in Surate, Calicut, u. a. m., nebst dem Fort Bancoo, welches itzt Victoria heisset, und den Engländern von den Maratten überlassen wurde. Die Einkünfte, die Zölle mitgerechnet, beliefen sich auf 56,500 Pf. Sterling. Bencoolen, auf der Küste von Sumatra, trug nur 2,100 Pf. Sterling. Die vollen Einkünfte, welche daher England von seinen Besitzungen in Indien, mit Inbegriff der Zölle zog, beliefen sich im Jahr 1756. auf 146,100 Pf. Sterling.

Der Krieg, wie wir oben sagten, gab den Sachen bald eine andere, und für England günstige Wendung. Der ganze Bezirk von Mazulipatnam, mit noch neun andern, und der von Nisampatnam, mit Dondaver und Wacalmanner, wurde der englisch-ostindischen Compagnie von Salabut Jung als Schenkung überlassen, und 1765 fügte er noch die sehr beträchtlichen nördlichen Sitcars hinzu. Drey Jahre später, nemlich 1768, wurden mehrere Verträge zwischen dem Souba von Dekan, dem Nabob von Arcot, und den Engländern geschlossen, welche alle den Endzweck hatten, die Macht der letztern zu koncen-

triren, und vorzüglich die so wichtigen Besitzungen von Carnate zu sichern. Die wichtigste aller Vergrösserungen bewirkte indessen Lord Clive in Bengalen, nemlich Bahar und Orixa. Bengalen trug 1756 nur 23,500 Pf. Sterling, und im Jahre 1765 bezog die Compagnie von ihren am Ganges gelegenen Ländern 1,200,000 Pf. Sterling, und mit Inbegriff der Zölle waren die jährlichen Einkünfte, welche 1756 nur 146,100 Pf. Sterling betrugen, in einem Zeitraum von nicht vollen 10 Jahren auf 1,600,000 Pf. Sterling gestiegen. Alles dieses geschah durch Eroberungen, und freundschaftliche Verträge. Seit dem vergrösserten sich die Besitzungen der Engländer noch zusehends, und man kann, nach der in neuern Zeiten bewirkten Einnahme von Seringapatnam, und der Unterwerfung von ganz Mysore, die jährlichen Einkünfte, ohne zu übertreiben, auf 8 Millionen Pfund Sterling berechnen.

England überließ von jeher seine Besitzungen in Indien, die Verwaltung derselben, und den ausschliessenden Handel dahin, einer Gesellschaft, welche man die ostindische Compagnie nennt. Man kann daher diese Gesellschaft unter einem doppelten Gesichtspunkt betrachten, nemlich: als den Besitzer ungeheurer Ländereien, welche an Flächenmaas und Bevölkerung das Mutterland weit übertreffen; und dann, als eine Innung privilegirter Kaufleute, welche den indischen Handel, mit Ausschluß aller andern, als Monopol betreiben. Die Privilegien und Freiheiten wurden immer in einer Urkunde, welche man die Charte nennt, für einen Zeitraum von 20 oder mehr Jahren gegeben, und müssen nach Abfluß desselben er-

neuert werden. Bey dieser Gelegenheit werden dann allemal einige, der Zeit und Umstände anpassende Zusätze und Veränderungen getroffen.

In Ansehung des Länderbesitzes, der Verwaltung derselben, der Hoheitsrechte, vorzüglich des Rechts, Krieg und Frieden zu machen, bestehen bestimmte, sehr passende Gesetze. Die Direktoren haben volle Freyheit zu handeln und zu beschliessen, müssen aber ihre Beschlüsse, ehe sie zur Ausführung gelangen, einer obern, im Mutterlande als Controlle bestehenden Behörde zur Bestätigung vorlegen. Durch diese weise Einrichtung ist allen Misbräuchen, welche zum größten Nachtheil des Mutterlandes in so entfernten Ländern einschleichen könnten, so ziemlich vorgebeugt. Die oberste Behörde, oder die Kontrolle, ist die gesezgebende, und die Directoren der Compagnie die ausführende Gewalt. Daß indessen nichts Vollkommenes unter dem Monde ist, und daß mit aller Vorsicht doch nicht allen Gebrechen abgeholfen werden kann, beweißt Hastings berühmter Prozeß.

In Ansehung der Handelsgesetze der ostindischen Compagnie ist der wesentlichste Gegenstand, auf welchem alle übrigen beruhen, daß durch die Charte der Gesellschaft jedesmal der ausschliessende Handel mit Indien bewilligt wird. Es werden wohl manchmal einzelne Kaufleute des Mutterlandes für eigene Rechnung zu diesem Handel zugelassen, allein unter so vielen Beschränkungen, daß alle Thätigkeit gelähmt wird, und die Vortheile, welche ein freyer Handel gewähren würde, nicht zu erwarten sind. Es sind daher in den vielen Schriften, welche über diesen

Gegenstand in England erschienen, häufige Klagen gegen das Monopol geführt, und verschiedene Vorschläge gemacht worden, dem Uebel abzuhelfen. Wir wollen den Lesern eine Stelle aus William Playfair's Bemerkungen über Grosbritaniens asiatische Besitzungen rc. London 1799. anführen. „Wenn ein Handelszweig, sagt der Verfasser, in den Händen einzelner Kaufleute ist, so läßt sich von ihrer Thätigkeit ein besserer Erfolg erwarten, als wenn derselben von einer Gesellschaft betrieben wird. Wir sehen daher, daß in Spanien, Holland, und in Frankreich die Handelsgesellschaften wegen ihrer Gebrechen in der Verwaltung in dem Verhältniß in Verfall geriethen, als einzelne Kaufleute an Wohlstand zunahmen. Die Spannkraft und Thätigkeit Einzelner sind nicht zu berechnen, und bringen Wirkungen hervor, welche Gesellschaften niemals erringen können.... Unnütz ist, was man von in der ostindischen Compagnie vorzunehmenden Reformen und Abänderungen sagt. Regierungen und Handelsgesellschaften sind sehr von einander verschieden. Bey jenen sind die Grundsätze ewig und unerschütterlich; man darf sie nur den Umständen anpassen. Bey dem Handel hingegen hängt alles von den Umständen ab. Was heute gut war, kann morgen schädlich, und unausführbar werden. Daher kommt es, daß alle Handelsgesellschaften mit dem Lauf der Zeit ein veraltetes Ansehen gewinnen, und daß man Hand anlegen muß, um ihnen neues Leben zu geben."

Noch bitterer beklagen sich die für das Wohl ihres Vaterlandes eifersüchtigen Engländer darüber,

daß die Regierung in dem Handel nach Indien Fremde mehr begünstige, als die Eingebornen. Es ist wohl begreiflich, sagen sie, daß die Regierung in diesem Stücke nicht immer handeln kann, wie sie wünschte. Bey jedem Friedensschlusse wird von den kontrahirenden Nationen die Bedingniß festgestellt, eben so wie andere im Handel begünstigt zu werden. Das läßt sich nicht läugnen, fügen die Vaterlandsfreunde hinzu, und es ist kein Mittel dagegen; allein wer bürgt dafür, daß, wenn der Friede eingetreten ist, und diese Nationen wieder Kräfte erlangt haben, sie uns nicht früh oder spät den Handel mit Indien entreißen? Dieser Handel ist der einträglichste, und war von jeher der vorzüglichste Gegenstand der Eifersucht. Wenn indessen der Handel irgend einer Nation entrissen wurde, so war es immer mehr die Folge ihrer eigenen Indolenz, als der Kraft ihrer Mitbewerber.

Playfair in dem angeführten Werke zeigt ein Mittel an, wie diesem zu befürchtenden Unglück vorgebeugt, und andere Nationen abgehalten werden können, England den indischen Handel entreissen zu wollen. Wir führen die Stelle wörtlich an: „Wem wird das Vorgebirg der guten Hoffnung am Ende verbleiben? sagt der Verfasser. Er schrieb im J. 1799, also lange vorher, ehe diese Frage entschieden wurde. Es ist offenbar, fährt er fort, daß die Entscheidung dieser Frage von dem Zustande abhängt, in welchem sich Europa bey dem Friedensschlusse befindet. Es ist indessen hier weniger die Rede davon, zu wissen, wem dieser Ruhepunkt zwischen Europa und Asien zufallen wird, als die Vortheile zu zeigen, welche man davon ziehen kann. Für die ostindische

Gesellschaft wäre es unstreitig wichtig, daß dieser Platz als ein Freyhafen erklärt würde, in welchen die Schiffe aller Nationen ungestört einlaufen können. Durch dieses Mittel würde alle Eifersucht, welche unsern Handel bedroht, erstickt, und die Engländer blieben im vollen Besitze des Handels von Indien bis zu dem Vorgebirg. Die Schiffe anderer Nationen würden selten eine weitere und gefahrvolle Reise machen wollen, wenn sie in dem Freyhafen alles vorfänden, um ihre Ladung von indischen Waaren vollständig zu machen... Da die Engländer jetzt schon im Besitze des vollen Handels sind, so würden sie dadurch ein Uebergewicht vor allen Mitbewerbern haben. Ihre grossen Besitzungen in Asien, ihre Kapitalien, und alle andern Umstände würden diesen Handel vorzüglich begünstigen. Andere Nationen würden einsehen, daß sie nicht als Mitbewerber auftreten können in einem Handel, welcher lange und kostspielige Reisen erfordert, und bey welchem die ausgelegten Fonds nur langsam wieder eingehen. Wenn wir daher Sorge tragen würden, die Magazine an dem Vorgebirg der guten Hoffnung so gut zu versehen, daß wir jeder Nachfrage entsprechen könnten, so ist kein Zweifel, daß die Fremden sich ihre Bedürfnisse gerne da holen würden, ohne bis nach Indien zu gehen.

Der nemliche Verfasser untersucht in seinem Werke die Vortheile, welche England aus dem Handel mit Indien zieht. Seine grossen Besitzungen und Ländereyen in Asien rechnet er nicht als wirklichen Vortheil an, weil sie dem Mutterlande leicht entrissen werden können, die Verwaltung derselben

in so weiter Entfernung ungeheure Kosten verursacht, und den Keim zu den blutigsten und kostspieligsten Kriegen mit sich tragen, daher die indische Compagnie in ungeheure Schulden gerieth. Die grossen Reichthümer, welche einige Einzelne in Indien erwarben, und in das Mutterland mit sich brachten, hält er für kein wesentliches Glück für die Nation. „Diese Reichthümer, sagt er, sind nicht der Maasstab, nach welchem der Wohlstand eines Volkes berechnet werden kann, und es ist noch unentschieden, ob sie schädlich oder nützlich sind. Spanien befand sich einst in der nemlichen Lage. Es flossen ungeheure Summen in das Mutterland, und was war die Folge davon? Wenn England seine Länder in Asien noch ein halbes Jahrhundert behält, so werden die dann lebenden Menschen die Wirkungen davon zu berechnen im Stande seyn."

In Hinsicht des Handels hält er die Länderbesitzungen für die Gesellschaft offenbar für nachtheilig, weil die Verwaltung derselben die Aufmerksamkeit zu sehr theilt, und zu viele Kapitalien entreißt, welche dem Handel zugewandt werden sollten, daher es auch kommt, daß sie von ihren Geschäften wenig oder keinen Nutzen zieht, ja sehr oft Schaden leidet in Unternehmungen, welche andere Nationen, ungeachtet der Hindernisse, welche man ihnen in den Weg legt, und des Zwanges, welchem sie sich unterwerfen müssen, mit grossen Vortheilen betrieben. Aus diesen Gründen glaubt er auch, daß der Gesellschaft kein anderes Mittel übrig bleibe, um sich vor dem Untergange zu retten, als Ordnung in ihre Finanzen zu bringen, und dann unter für beide Theile vor-

theilhaften Bedingnissen, mit Aufhebung alles Monopols, auch Einzelne zum Handel zuzulassen.

Als wesentliche Vortheile, welche der indische Handel dem Mutterlande bringt, zählt der Verfasser den Einfluß, und das Uebergewicht, welche die Nation dadurch überall erhält, und vorzüglich, weil durch diesen Handel eine grosse Anzahl von Schiffen beschäftigt, und Tausende von Matrosen gebildet werden, welches für eine Seemacht von größter Wichtigkeit ist.

Kurze Geschichte des Handels mit Afrika, und der Entstehung der verschiedenen Handelsgesellschaften.

Die Portugiesen waren die ersten, welche die Küste von Afrika entdeckten, und sogleich die Wichtigkeit dieser Entdeckung für den Handel fühlten. Sie bauten daher an der Nordküste auf der Insel Arguin, an der Goldküste, und an der Küste von Angola Festungen, und maßten sich nicht nur ein Recht auf diese Gegenden an, sondern glaubten sich auch berechtigt, alle Schiffe anderer Nationen, welche es versuchen wollten, Handel dahin zu treiben, wegzunehmen.

Unter der Regierung Eduards VI., und der Königinnen Maria und Elisabeth, fiengen die Engländer an, Schiffe dahin auszurüsten; da sie aber in jenen

Zeiten noch keine Besitzungen in Ostindien hatten, und daher keiner Neger bedurften, so führten sie blos Gold, Elfenbein und Pfeffer aus Afrika ein. Dieser Handel war übrigens mit vielen Gefahren verbunden, da alle Schiffe, welche den Portugiesen in die Hände fielen, weggenommen wurden. Da indessen die Königin Elisabeth gegen das Ende ihrer Regierung mit Spanien und Portugal in Krieg verwikelt war, so errichtete sie eine Gesellschaft zu Beförderung des Gummihandels längs der Küste, vom Senegal an bis an den Gambia. Sie ertheilte dieser Gesellschaft das ausschliessende Recht diesen Handel zu treiben, und verbot ihn allen andern Unterthanen, unter Strafe der Confiskation ihrer Schiffe und Waaren. Diese Gesellschaft war in England die erste, deren Schiffe unter dem Schutz der Regierung segelten. Jakob I., Karl I., und nach ihm der Usurpator munterten ihre Unterthanen auf, Handel nach andern Gegenden Afrikas hin zu treiben, und bevollmächtigten sie, alle die Maasregeln zu ergreifen, welche sie zu ihrem Zwecke dienlich glaubten. Sie erbauten daher das Fort Cormantin, und noch ein anderes an der Nordküste, und diese zwey Plätze waren die einzigen, welche die Engländer in dem Zeitpunkt, als das Königthum wieder hergestellt wurde, an den Küsten von Afrika besaßen.

Die Holländer, als sie bemerkten, wie sehr England den afrikanischen Handel begünstigte, errichteten 1621 ebenfalls eine Gesellschaft, unter dem Namen der westindischen Compagnie. Sie bewilligten dieser Gesellschaft alles, was sie in Afrika von dem Wendekreis des Krebses an bis zu dem Vorgebirg der gu-

ten Hoffnung, und in Amerika von der mittäglichsten Spitze von Terre neuve an bis zu den Meerengen Magellan und le Maire in Osten, und bis zu der Meerenge Anian in Westen, erobern könnte. Zugleich wurde allen andern Unterthanen auf das schärfste verboten, Handel dahin zu treiben. Die Gesellschaft versuchte daher in Brasilien sowohl, als in Afrika, ihr Glück mit so gutem Erfolg, besonders in Afrika, daß sie 1637 das Fort St. George del Mina an der Goldküste, und einige Jahre später alle andern portugiesischen Besitzungen eroberte, welche ihr auch in dem 1641 zwischen Portugal und Holland geschlossenen Frieden bestättigt wurden.

Von diesem Augenblick an behauptete die holländische Gesellschaft ein ausschliessendes Recht auf alle diese Länder Afrikas, von dem Vorgebirg Palmas bis zu dem Vorgebirg Lopez, mit Einschluß der Goldküste und anderer blühenden Gegenden, zu haben. Obwohl die Engländer schon lange vorher, ehe die Holländer Eroberungen machten, das Fort Cormantin, und verschiedene Faktoreien an der Goldküste besassen, und daher eben so viel Recht auf ihre Besitzungen hatten, so machten es ihnen doch die Holländer streitig. Die Compagnie unterhielt mehrere Kreuzer längs der Küste, um alle fremde Schiffe, welche des Handels wegen dahin kommen würden, zu bewachen, ihnen überall nachzufolgen, ihren Handel mit den Eingebornen zu stören, und im Widersetzungsfalle sich derselben zu bemächtigen, und sie nach St. George del Mina aufzubringen. Sie dehnte diese Gewaltthätigkeiten nicht nur auf die ihren Besitzungen nahe gelegenen Länder aus, sondern auch

auf solche, welche mehrere hundert Meilen davon entfernt waren.

Als Karl II. den Thron seiner Väter wieder bestiegen hatte, beschloß er, den Handel seiner Unterthanen in diesem Welttheil kräftigst zu unterstützen, und Entschädigung für den ihnen zugefügten Schaden zu fordern. Zu dem Ende, da durch die Erfahrung bestättigt war, daß einzelne Kaufleute gegen eine mächtige Handelsgesellschaft nicht bestehen konnten, und daß die in Europa geschlossenen Verträge in diesen entfernten Ländern nur schlecht beobachtet wurden, so beschloß der König, seine nach Afrika handelnden Unterthanen in einen Körper zu vereinigen, und diesen so zu unterstützen, daß er der mächtigen Nebenbuhlerinn die Spitze zu bieten im Stande sey. Dieses geschah unter dem 10 Jenner 1662, und die Gesellschaft erhielt den Namen der afrikanischen Compagnie. *) In Hinsicht des den englischen Unterthanen zugefügten Schadens wurde im Haag ein vollständiger Ersatz gefordert; allein die Generalstaaten wußten so viele Hindernisse einzuschieben, so manchen Aufschub zu bewirken, daß der gehoffte Endzweck auf diesem Wege nicht erreicht wurde.

---

*) Man muß diese Gesellschaft, welche ganz kommerziell ist, nicht mit dem später in England errichteten afrikanischen Institut verwechseln, dessen Zweck ist, die Moralität und das Beste der Einwohner Afrikas auf alle mögliche Weise zu befördern. Diese Gesellschaft war es auch, welche die Abstellung des Sclavenhandels kräftigst unterstützte.

Die Absicht der Holländer war offenbar, die Engländer ganz aus Afrika zu verdrängen, und der Handel nach diesem Welttheil hatte so grossen Werth in ihren Augen, daß sie beschlossen, ihn mit gewaffneter Hand zu behaupten. Ihre Hoffnungen wurden indessen getäuscht, und troß ihrer Anstrengungen erhielt sich die englische Compagnie in Afrika, und es wurde durch den Friedensvertrag von Breda 1667 bestimmt, daß beide Mächte in dem Besiß aller der Ländereien, Städte, Pläße und Niederlassungen bleiben sollten, welche sie während des Krieges gehabt hatten. Zu Folge dieses Artikels behielt die holländisch-westindische Compagnie die Festung Cormantin, und die kön. afrikanische Gesellschaft das Fort Cabo corvo, welches sie den Holländern während des Krieges abgenommen hatte.

Dieser Vertrag war indessen nicht hinreichend, die Compagnie aufrecht zu erhalten. Es meldeten sich so wenig Theilnehmer, daß es immer an den nöthigen Geldern fehlte. Die Unkosten waren groß, die Verluste während des Krieges ungeheuer, und aus Mangel an den nothwendigen Fonds gerieth die Gesellschaft in Schulden. Weit entfernt, ihren Handel auszudehnen, oder neue Besißungen zu erwerben, konnte sie troß aller Anstrengungen kaum die alten erhalten, und beschloß, um aus dieser drückenden Lage zu kommen, ihren Freyheitsbrief an den König zurückzugeben, und gegen eine bestimmte Summe alle ihre Rechte, Ansprüche, und Eigenthum aller Art in Afrika einer neuen Gesellschaft zu überlassen. Der König, welcher einsah, daß dieses das einzige Mittel sey, den afrikanischen Handel nicht ganz zer-

fallen zu lassen, genehmigte diesen Antrag, und schuf unter dem 27. Sept. 1672. eine neue afrikanische Compagnie, welcher er auf 100 Jahre alle Besitzungen, Häfen, Rheden, und andere Plätze in Afrika, von dem in der mittägl. Barbarey gelegenen Hafen Sallee an, bis zum Vorgebirg der guten Hoffnung überließ. Er ertheilte ihr zu diesem alle Vorrechte, welche nöthig waren, um diesen mit so vielen Gefahren verbundenen Handel mit Nachdruck betreiben zu können.

Die neue Gesellschaft eröffnete sogleich eine Subscription für alle brittischen Unterthanen, welche an der Unternehmung Theil nehmen wollten, und hielt sie ein ganzes Jahr offen, um einen zu diesem grossen Geschäft hinreichenden Fond zu erhalten. Das Mistrauen in die Unternehmung war indessen so groß, daß die Beyträge aller Theilnehmenden nicht mehr als 111,100 Pfund Sterling betrugen. In diesem Zeitpunkte befanden sich in Afrika folgende feste Plätze. Die holländische Compagnie war im Besitz von St. George del Mina, des ehemaligen englischen Forts Cormantin, welches nun Amsterdam hieß, des Forts St. Anton zu Axim, St. Sebastian und Nassau an dem Flusse Chama, Crévecoeur zu Accra, und Konradsburg zu St. Jago. Alle diese Plätze lagen an der Goldküste, und konnten sich wechselseitig unterstützen. Die Dänen besassen Friedrichsberg, ein kleines, aber uneinnehmbares Fort auf einer Anhöhe nahe bey Cap-coast, und ein zweytes bey Accra, östlich von der holländischen Feste. Der Kurfürst von **Brandenburg** hatte zwey kleine und ein grösseres Fort an dem Cap troispointes, und die neue engli-

sche Compagnie ein kleines Fort an dem Cap Corso, das einzige, welches die Hollander während des Krieges nicht zerstört hatten.

Die engl. Compagnie fieng damit an, mehrere feste Plätze zu errichten. Das Fort Annamabo wurde ausgebessert, das an Cap=coast gelegene vergrösſert, längs der Goldküste fünf neue gebaut, Friedrichsberg, durch welches Cap=Coast bestrichen wurde, den Dänen abgekauft, und zu Deckung des Sclavenhandels zu Whida ein fester Platz angelegt. Die Holländer widersetzten sich diesen Unternehmungen, und es kam einigemale zu Thätlichkeiten und Blutvergiessen. Uebrigens war alles dieses mit ungeheuren Kosten verknüpft. Die Einwilligung und der Beystand der Eingebornen mußte erkauft, und alles, was man brauchte, aus England herbeygeführt werden. Zu dem brach ein langer und blutiger Krieg mit Frankreich aus. Allein die englische Compagnie ließ sich durch alle diese Hindernisse nicht abschrecken, und strengte alle Kräfte an, um ihren Handel auf eben den Fuß, als die Holländer, zu setzen. Durch den Krieg erlitt die Gesellschaft unsäglichen Schaden, doch der empfindlichste war der Verlust des Forts an der Gambia, welches 1695 die franz. Flotte einnahm und zerstörte; denn als es nach dem Frieden zurückgegeben wurde, hatten sich die Franzosen indessen an dem Flusse festgesetzt, und machten gleichen Anspruch auf die dortigen Geschäfte.

Um dem afrikanischen Handel mehr Gewicht zu geben, fand das Parlament 1697 für gut, denselben für einen Zeitraum von 13 Jahren allen britischen Unterthanen frey zu geben, und um die Compagnie

für

für die Erbauungs- und Unterhaltungskosten der nothwendigen festen Plätze zu entschädigen, wurden ihr von allen, während dieses Zeitraums ausgeführten Waaren, eine Abgabe von 10 PrC. bewilligt. Während dieser festgesetzten Zeit, nemlich von 1698 bis 1712, beliefen sich die von der Compagnie bezahlten Unterhaltungskosten auf 20,000 Pf. Sterling jährlich, und auf 280,000 Pf. im Ganzen. Von einzelnen Kaufleuten wurden an Abgaben bezahlt 73,785 Pf., 10 Schillinge, 6 1/2 Pfenning, und die 10 PrC. von den durch die Compagnie selbst ausgeführten Waaren beliefen sich auf 36,387 Pf., 13 Schilling, 1 1/2 Pfenning, daher die Ausgabe für die Unterhaltung der festen Plätze die durch die 10 PrC. erhaltene Einnahme um mehr als die Hälfte überstieg. Die brittischen Unterthanen fuhren auch nach Abfluß der bestimmten Zeit, nemlich von 1712 an bis auf unsere Zeiten fort, freyen Handel nach Afrika zu treiben, und die Compagnie mußte fortwährend für die Unterhaltung der Festungen sorgen. Sie schlug ihre Ausgabe auf 250,000 Pf. Sterling an. Diese gezwungenen Ausgaben, der hohe Preis der Sclaven an der ganzen Küste, und der Zerfall des Goldhandels, welcher eine Folge davon war, setzten die Theilnehmer eine lange Reihe von Jahren hindurch in den Fall, entweder grosse Summen aufzunehmen, um die Festungen in gutem Stande zu erhalten, oder sich der Gefahr auszusetzen, alles zu verlieren, und die festen Plätze den Händen anderer eifersüchtiger Völker zu überlassen.

Man überlegte nun, da es einmal als Grundsatz angenommen war, daß der Handel mit Afrika

für alle brittische Unterthanen frey bleiben solle, ob denn die Festungen zur Aufrechthaltung des Handels durchaus nothwendig seyen, oder wer, wenn dieses der Fall wäre, füran die Unkosten zu bestreiten habe? In Hinsicht der Festungen zeigte die Erfahrung, daß die europäischen Mächte von jeher die Politik hatten, in den Ländern, welche sie entdeckten, feste Plätze zu errichten, um die rohen Einwohner im Zaum zu halten. Man betrachtete eine solche Besitznahme als ein Recht auf ganze Königreiche. Auf diese Weise genossen die Portugiesen lange den Alleinhandel in Afrika und in Indien, und die Spanier bemeisterten sich eines grossen Theils von Amerika, und der benachbarten Inseln. Auf die nemliche Art hatten sich die Holländer zu Herren der Gewürzinseln gemacht, und versorgten alle Länder mit Zimmt, Gewürznelken, Muskatnüssen, u. s. w. nach selbst geschaffnen Preisen. Um das J. 1660 suchten sie sich auch der afrikanischen Küste zu bemeistern, und die Engländer ganz zu verdrängen, welches zu dem Krieg 1664 Veranlassung gab. Es wurde also anerkannt, daß die Erhaltung und Sicherheit des englischen Handels in Afrika ganz von dem guten Zustande der Festungen abhange, um ihn gegen die Anmassungen anderer Nationen, vorzüglich der Holländer, zu schützen.

In Ansehung der zweyten Frage, wer nemlich die Unkosten zur Erhaltung dieser Festungen zu bestreiten habe? wurden folgende Bemerkungen gemacht. Als die Compagnie in dem Alleinbesitz des afrikanischen Handels war, kaufte, baute, und unterhielt sie diese feste Plätze auf ihre Rechnung, und erhielt dadurch ein unstreitiges Eigenthumsrecht auf dieselben.

Die Unkosten beliefen sich zu Folge der Rechnungen der Gesellschaft von 1672 bis 1698 auf 15000 Pf. Sterling jährlich, welches für diesen ganzen Zeitraum, nemlich für 26 Jahre, eine Summe von 390,000 Pfund ausmachte. Während der 14 darauf folgenden Jahre, nemlich von 1698 bis 1712 stiegen die Unkosten auf 20,000 Pf., welches nach Abzug der, von den einzelnen Kaufleuten bezahlten 10 PrC., 206,000 Pfund betrug. In den letzten 17 Jahren endlich beliefen sich die Unkosten, zu 15,000 Pf. jährlich, auf 255,000 Pf. Die volle Summe, welche die Compagnie seit ihrer Entstehung zur Erhaltung der festen Plätze verwendet hatte, belief sich also, ohne einige kleinere Ausgaben in Anschlag zu bringen, auf 851,000 Pf. Sterling. Sie trug diese Ausgaben für den ersten Zeitraum gerne, weil bis dahin nichts geschehen war, sie in ihren Privilegien zu beschränken; sie trug sie in den folgenden 14 Jahren, obwohl die von dem Parlament zu ihrer Entschädigung ausgesprochene Abgabe von 10 PrC. nicht hinreichend war; und auch in den letzten 17 Jahren machte sie keinen Anspruch auf die Wiedererstattung der in diesem Zeitraum, für ihr eignes Beste, und zum Schutz des Handels im Allgemeinen, verwendeten 350,000 Pf. Sterling. Da aber nun unwiderruflich festgesetzt wurde, daß alle brittische Unterthanen für immer freyen Antheil an dem afrikanischen Handel nehmen könnten, so schien es der Compagnie, daß sie nicht verbunden sey, die Festungen ferner auf ihre Kosten zu unterhalten.

Die Compagnie reichet, diesen Gründen zufolge, 1730 ihre Vorstellungen bey dem Parlament ein,

und es wurden ihr 10,000 Pf. Sterling bewilligt, welche ihr auch, einige wenige Jahre ausgenommen, bis zu dem Zeitpunkt jährlich ausbezahlt wurden, da sie aufgelöst wurde. Durch eine Parlamentsakte von 1751. wurde die Freiheitscharte der bisherigen afrikanischen Gesellschaft aufgehoben, und eine Summe festgesetzt, welche ihr zur Entschädigung für ihre Ländereyen, Festungen, Schlösser, Sclaven, Magazine rc. ausbezahlt werden, und dieses Eigenthum in Afrika an die Gesellschaft der Kaufleute übergeben sollte. Dieser Akte zufolge hörte die königl. afrikanische Compagnie unter dem 10 April 1752 auf, einen eigenen Körper zu bilden, und alle Festungen und Besitzungen in Afrika wurden der neuen Gesellschaft der Kaufleute übergeben. Da hiedurch der Handel nach diesem Welttheile für alle brittischen Unterthanen frey wurde, so bewilligte das Parlament der neuen Gesellschaft 10 bis 15,000 Pf. jährlich, zur Unterhaltung der festen Plätze; und als der Sclavenhandel aufgehoben wurde, und die Preise der indischen Waaren und anderer Artikel stiegen, so wurden zur Unterhaltung der Niederlassungen an der Goldküste rc. noch ferner 23,000 Pf. Sterling ausgesetzt, welche jährlich bezahlt werden.

Bericht der Direktoren des afrikanischen Instituts, vorzüglich den Sclavenhandel betreffend.

Dieser Bericht wurde den 27 Merz 1811 in der allgemeinen Versammlung des Instituts verlesen,

und durch ein öffentliches Blatt (Monthly Repertory) mitgetheilt. Wir liefern den Lesern blos einige Auszüge, welche vorzüglich den Sclavenhandel betreffen. Der Sieg, welchen die Freunde der Menschheit, in Hinsicht der Abstellung des Sclavenhandels, über ihre Gegner in England endlich erhielten, ist ein wichtiges Ereigniß, und eine grosse Aufmunterung für alle Menschenfreunde, sich vom Guten durch keine Hindernisse abschrecken zu lassen. Früh oder spät kömmt man doch zum Ziele.

Als der Antrag, den Sclavenhandel abzuschaffen, zum erstenmale im Parlament gemacht wurde, fand er so viele und so mächtige Gegner, daß man 1795 nicht hoffen durfte, daß er jemals durchgehen würde. Der Minister Pitt war 1799 dem Antrag so entgegen, daß er durch neue Kolonien den Handel noch ausbreiten wollte; er änderte indessen seine Gesinnungen, und 1804 unterstützte er den Antrag in einer der Kammern; allein er konnte ihn nicht durchsetzen, und erklärte selbst, daß, wenn er für Menschlichkeit und Gerechtigkeit spreche, er auf die Unterstützung seiner Freunde nicht rechnen könne. Im Jahre 1807 erhielt endlich der Antrag in beiden Kammern des Parlaments ein grosses Uebergewicht, und einige Jahre später wurde er allgemein angenommen. Als Herr Brougham im Juny 1810 in dem Parlament erklärte, daß er gesonnen sey, den Antrag zu machen, daß der Sclavenhandel durch ein Gesetz als ein Verbrechen des Hochverraths erklärt werde, fand er keine Opposition. Der Antrag wurde gemacht, gieng in beiden Kammern durch, und erhielt am 14 May 1811 die königl. Bestättigung. Es wurde als Gesetz angenom-

men, daß jede Art des Sclavenhandels, welche ein englischer Unterthan, es sey in welchem Theile der Welt es wolle, und in englischen Besitzungen treiben würde, als Staatsverbrechen anerkannt, und mit der Deportation auf höchstens 14 Jahre, oder mit öffentlicher Zuchtarbeit von höchstens 5, und nicht unter 3 Jahren, gestraft werden solle. Das Gesetz erklärt sich deutlich über alle die Fälle, welche zu diesem Verbrechen gerechnet werden sollen, und begreift darunter allen mittelbaren oder unmittelbaren Antheil an dem Sclavenhandel, nicht nur, wenn man selbst Sclaven erhandelt oder zu Markte bringt, sondern auch, wenn man dazu behülflich ist, ein Schiff dazu herleiht, vermiethet oder befrachtet, und wenn man mit Vorwissen, daß ein solches Schiff zum Sclavenhandel bestimmt sey, Dienste darauf nimmt. Die Matrosen, Bedienten, Schreiber, und Assecuranzmäckler, welche bey einem solchen Schiffe dienen, will das Gesez indessen mit mehr Schonung behandelt wissen. Diese Menschen sollen nicht als Staatsverräther angesehen, sondern blos mit ein-, höchstens zwey jähriger, Gefängnißstrafe belegt werden. Wenn diese Menschen in einem Zeitraum von 3 Monaten, nach ihrer Rückkunft, vor der Obrigkeit eidlich die Schuldigen angeben, so sollen sie von aller Strafe frey, und jede Obrigkeit soll berechtigt seyn, eine solche Erklärung anzunehmen, um sie der Regierung und den in der Nähe kreuzenden Schiffen mitzutheilen.

Es scheint indessen, sagt der Bericht, daß troz der Bestimmtheit des Gesetzes Schleichhandel getrieben wird, welcher so einträglich ist, daß, wenn

unter 3 Schiffen nur eines durchkommt, der Kaufmann reichlich dabey gewinnt. Ein Vorfall, welcher bey dem Admiralitätsgericht verhandelt wurde, beweist, zu welchen Ränken die Kaufleute ihre Zuflucht nehmen. Zwey Schiffe, Gallizien und Palafox, welche unter portugiesischer Flagge segelten, wurden von der englischen Fregatte Amalia unter dem Kapitän Irby angehalten. Sie kamen aus einem spanisch-amerikanischen Hafen und segelten nach der Küste von Afrika, um Sclaven einzunehmen. Da der Kapitän Irby Gründe hatte zu vermuthen, daß Engländer Antheil an der Unternehmung hätten, so führte er beide Schiffe in den Hafen von Plymouth. Die Kapitäne, Hochbootsmänner und Supercargen schwuren ohne Zögern, daß die Schiffe und die Ladungen spanisches Eigenthum seyen, und die Richter hielten sich für verpflichtet, die Schiffe gegen Bürgschaft bis nach beendigter Untersuchung frey zu geben. Der Supercargo, welcher sich Don Jorge Madre Silva nannte, schwur, daß er ein geborner Spanier, und kein englischer Unterthan sey, es wurde aber von 2 Matrosen der Besazung angezeigt, daß alle diese gerichtlichen Schwüre falsch wären, und es fand sich, daß das eine Schiff Königin Charlotte hieß und noch ein Eigenthum eines Kaufmanns in London war, und das andere unter dem Namen Mohawk von Kingston in Jamaika abgesegelt war. Beide Schiffe wurden zu Carthagena einem Scheinverkauf unterworfen, und nahmen die Namen Galizien und Palafox an. Der Supercargo, welcher geschworen hatte, daß er ein Spanier sey, war ein Engländer, Namens Ge-

orge Woodbine. Die Direktoren wendeten sich hierauf an die Regierung, und verlangten, daß die Schiffe nicht frey gegeben werden sollen. Sie wurden angehalten, und, da die Kläger, welche sich vor den Folgen einer weitern Untersuchung fürchteten, von ihrem Verlangen abstanden, wirklich verurtheilt.

Es wurden dem Bericht Auszüge und Briefe beygefügt, welche 1810 und 11 vom Senegal geschrieben wurden. Hier heißt es unter andern: „Die Ungewisheit, wie lange unser Aufenthalt am Senegal und zu Gorea dauren wird, läßt uns nicht hoffen, auf die Meynungen der Einwohner in Hinsicht des Sclavenhandels viel wirken zu können. Sie sind es seit lange her gewohnt, diesen Handel als eben so unschuldig, wie jedes andere Gewerbe, zu betrachten, und sie haben so ungeheuer bey diesem Handel gewonnen, daß sie die Erneuerung desselben mit Ungeduld erwarten." — Die um die Niederlassung her wohnenden Menschen werden als die schönsten Neger angesehen. Sie lieben die Europäer, und sind so gastfrey, daß man überall aufgenommen wird, und in voller Sicherheit ohne Waffen reisen kann. Wenn die Niederlassung auf immer englisch würde, dann könnte man in Hinsicht der Abschaffung des Sclavenhandels vortheilhaft auf diese Menschen wirken; so lange sie aber hoffen, daß bey eintrettender Veränderung dieser Handel wieder blühen werde, kann der Eindruck immer nur schwach seyn. Die sonst so häufigen Kriege, in welchen alle gemachten Gefangene als Sclaven verkauft wurden, werden immer seltner, und wenn itzt auch einige Gefangene gemacht werden, so können sie immer sich loskaufen. Die Menschen hin-

terlistig zu rauben, um sie dann zu verkaufen, welches einst häufig geschah, ist itzt unter den Afrikanern nicht mehr Sitte. Ehe die Engländer hier ankamen, geschah es zwar, daß Kinder Schulden wegen weggenommen wurden, sie wurden aber den Eltern wieder zurückgegeben.

Der Bericht enthält übrigens noch einige Nachrichten über die Verbesserungen aller Art, welche in einem gewissen Zeitraum durch die Gesellschaft in den afrikanischen Niederlassungen bewirkt wurden. Man hatte Schulen gegründet, und in Sierra Leona genossen schon 300 Negerkinder Unterricht. In London befinden sich fortwährend zwey Afrikaner, welche in den nützlichsten Gegenständen unterrichtet werden, und dazu bestimmt sind, das Gelernte in ihrem Vaterlande zu verbreiten. Von Calcutta wurden mehrere nützliche Pflanzen und Gewächse nach den afrikanischen Niederlassungen gebracht, und der bengalische Hanf war durch die Bemühungen des Herrn Dr. Roxburg nicht nur eingeführt, sondern in Afrika schon einheimisch gemacht.

Die Gesellschaft der Freunde der Fremden in der Noth, in London.

Diese so wohlthätige Gesellschaft wurde 1807 in London gegründet, in dieser grossen Hauptstadt, wohin sich Tausende von Fremdlingen drängen, in der Hoffnung, ihr Glück da zu machen, und nicht selten

ihre Hoffnung betrogen sehen. Sie finden sich dann in der Fremde ohne Hülfe, ohne Unterstützung, und erliegen oft unter dem größten Elend. Man hatte in England schon früher den menschenfreundlichen Gedanken, Fremdlinge zu unterstützen. Der verstorbene Arzt Herr Murray errichtete schon vor 30 Jahren in der kleinen Stadt Norwich eine Gesellschaft zu diesem Zwecke, und gab ihr den Namen der Gesellschaft des allgemeinen Wohlwollens. Die Mitglieder thaten, was sie konnten; allein ihr guter Wille wurde durch den Mangel an Hülfsquellen beschränkt. Der Stifter versuchte es, eine ähnliche Gesellschaft in die Hauptstadt zu verpflanzen; allein es gelang ihm nicht; denn der günstige Zeitpunkt war noch nicht gekommen. Im J. 1806 traten die protestantischen Geistlichen in London zusammen; allein auch ihre Kräfte waren für die Menge der Hülfesuchenden nicht hinreichend, und sie faßten den glücklichen Entschluß, ihre Gedanken über die Gründung einer Gesellschaft zu diesem Zwecke öffentlich bekannt zu machen. Der Vorschlag fand Beyfall, und schon den 3 Juny des nemlichen Jahres (1806) kam in der Londontaverne eine ansehnliche Gesellschaft wohlwollender Menschen zusammen, welche über diesen wichtigen Gegenstand berathschlagten, und beschlossen, daß eine Gesellschaft der Freunde für Fremdlinge in der Noth gegründet werden sollte. Man sammelte Theilnehmer, und entwarf den Plan, welcher in einer allgemeinen Versammlung den 2. April 1807 angenommen und bestättigt wurde. Jetzt blühet diese Gesellschaft unter dem Segen des Him-

mels und dem besondern Schutze des Herzogs von Glocester, Neffen des Königs.

Um Ansprüche auf die Unterstützung der Gesellschaft machen zu dürfen, muß man durchaus ein Fremder seyn, und beweisen, daß man schon 6. Monate in Englund war, und vergeblich versuchte, Brod und Unterkommen zu finden. Ein erlittener Schiffbruch macht indessen eine Ausnahme von obigen Bedingnissen. Die Unterstützung besteht nicht blos in Geld, sondern sie erstreckt sich auf alle andere Bedürfnisse der Nothleidenden. Es befinden sich unter den Mitgliedern Aerzte, Anwälde, Kaufleute, Handwerker, Künstler rc. welche alle dazu beytragen, Hülfe zu leisten. Der Brodlose erhält Beschäftigung, der Kranke Pflege, die Wittwe, die Waisen Rath und Schutz, und vorzüglich werden die Fremden gegen Prellereyen aller Art geschützt, welche in volkreichen Städten so oft vorfallen. Man geht indessen mit grosser Vorsicht zu Werke, zieht sorgfältig Erkundigung ein, und es ist ein seltner Fall, daß die Hülfe an Unwürdige verschwendet wird. Diejenigen, welche in ihr Vaterland zurückzukehren wünschen, erhalten dazu die Reisekosten.

Um der Gesellschaft Dauer und Selbstständigkeit zu geben, wurde ein Drittheil der ersten Beyträge von 10 Guineen und darüber, als unveräusserliches Kapital angelegt, und die gewöhnlichen Ausgaben werden von den Zinsen dieses Kapitals und von den jährlichen Beyträgen bestritten. An der Spitze der Gesellschaft stehen, der Schutzherr, Präsident, Vicepräsident, Schatzmeister, die Direktoren, und der Sekretär. Die Direktoren versammeln sich alle Wo-

chen einmal, um die eingelaufnen Bitten zu untersuchen. Die laufenden Geschäfte werden durch sie abgemacht, die wichtigen und ausserordentlichen aber vor den obern Ausschuß gebracht.

Wir entlehnen diese Nachrichten grossen Theils aus einem Bericht, welcher über diese Gesellschaft 1814 unter dem Titel: Account and plan of the society of the friends &c. im Druck erschien. Er liefert das Verzeichniß der contribuirenden Mitglieder, und man findet unter ihnen die angesehensten Namen Englands, und auch Ausländer. Es giebt mehrere, welche 50, und viele, welche 20 Guineen jährlich beytragen. Der geringste Beytrag ist eine Guinee. Man benutzt beyher noch jede Gelegenheit, ausserordentliche Beyträge zu erhalten. Als die berühmte Catalani in London war, wurde ein Conzert zu Gunsten der Gesellschaft veranstaltet, und die Einnahme betrug über 4000 Pf. Sterling. Auf der Eintrittscharte sah man den Samariter, mit der Unterschrift: Gehe und thue ein Gleiches.

Die Gesellschaft hat seit ihrer Entstehung schon manche Thräne getrocknet, und ihr Wirkungskreis vergrössert sich noch mit jedem Tage. Es wäre zu wünschen, das Tagebuch aller der von dieser Gesellschaft erwiesenen Wohlthaten zu erhalten; allein sie verbindet Bescheidenheit mit Wohlthätigkeit. Den Lesern wird es indessen angenehm seyn, einige der rührendsten Vorfälle hin verzeichnet zu finden.

Ein Amerikaner, dessen Schiff bey Otaheiti geankert hatte, lockte einen Einwohner auf dasselbe, und führte ihn wider seinen Willen mit sich fort. In Port Jackson in Neuwallis erhielt Thomma, so

hieß der Unglückliche, seine Freiheit wieder, und vermiethete sich unter dem Versprechen, daß er in sein Vaterland zurückgeführt werden sollte, auf ein Schiff, welches nach der Insel Bonaty absegelte, um Seekälber zu fangen. Thomma leistete vortrefliche Dienste, und der Eigenthümer des Schiffes hatte die Grausamkeit, ihn mit noch drey andern länger als ein Jahr, entblößt von allem Nothwendigen, auf dieser Insel zurückgelassen. Einer der Gefährten erlag dem Elende, und die übrigen hatten eine beträchtliche Ladung von Seekälbern gefangen, als das Schiff wieder kam, um sie abzuholen. Thomma hoffte, dem Versprechen gemäß, nach Otaheiti oder doch wenigst nach Port Jackson zurückgebracht zu werden; allein man führte ihn nach England. Hier wurde das Schiff verkauft, und der Unglückliche ohne Barmherzigkeit, ohne Hülfe in einem Lande, dessen Sprache er nicht konnte, dem Elend überlassen. Lange irrte er umher, bis er einen Landsmann antraf, welcher sich seiner annahm, und sich, aber fruchtlos, für ihn verwendete, eine Entschädigung von dem Schiffseigenthümer zu erhalten. Er versank wieder in neues Elend, als die Gesellschaft von seinem Schicksale Nachricht erhielt. Sie sicherte ihm sogleich seinen täglichen Unterhalt zu, bewirkte für ihn eine Entschädigung von 31 Pf. Sterling, ließ ihn auf ihre Kosten nach Port Jackson bringen, und bewirkte bey der Regierung, daß er von da nach seinem Vaterlande zurückgebracht wurde.

Eine Französin heurathete in Verdun, ihrem Geburtsorte, einen der gefangenen Engländer, welche in dieser Stadt so lange weilten. Sie verschaffte

ihm durch ihre Thätigkeit und durch ihren Scharfsinn seine Freyheit, und folgte ihm bald in sein Vaterland nach. Hier verlebte sie einige Monate in Ruhe, als ihr Gatte plötzlich nach Indien abreißte, und sie mit ihrem Kinde hülflos zurückließ. Sie wußte sich nicht zu helfen, und war der Verzweiflung nahe, als wohlthätige Nachbarn sich ihrer erbarmten, und ihr eine Zuflucht gaben. Sie wurde der Gesellschaft empfohlen, welche sich ihrer thätig annahm, sie unterstützte, und ihr in einem angesehnen Hause eine passende Stelle verschaffte.

Ein holländischer Arzt, welcher sich in New-York niederlassen wollte, schiffte sich in Amsterdam auf ein Schiff, welches dahin bestimmt war, ein, und bezahlte dem Kapitän für sich und seinen Sohn 80 Pf. Sterling für ihre Ueberfahrt. Unterwegs wurde das Fahrzeug von einem Kriegsschiff angehalten, und in einen englischen Hafen aufgebracht, um daselbst untersucht zu werden. Der Kapitän setzte seine Reisenden in Yarmouth an das Land, und als bald nachher sein Schiff freygesprochen wurde, entsagte er seinem Vorhaben, nach Amerika zu segeln, ohne jedoch den Arzt für die von ihm erhaltene Summe entschädigen zu wollen. Dieser wendete sich an die Gesellschaft, und seine Bitte wurde nach reifer Ueberlegung angenommen. Der Kapitän wurde in dem Augenblicke, als er unter Segel gehen wollte, durch die ernsthaften Maasregeln, welche man ergriff, bewogen, das erhaltne Geld zurückzugeben, und der Arzt reiste auf einem andern Schiffe nach seiner Bestimmung ab.

Ein Deutscher, welcher sich vorzüglich dem Stu-

dium der alten Sprachen gewidmet hatte, wurde nach manchen vergeblichen Versuchen endlich als Unterlehrer in einer bedeutenden Schule angestellt; allein es fehlte ihm an Geld, um sich anständig zu kleiden, und an den Ort seiner Bestimmung zu reisen. Die Gesellschaft lieh ihm die nöthige Summe, welche er von seinem Gehalte schon grossen Theils wieder erstattet hatte, als er von einer Taubheit befallen wurde, welche unheilbar schien, und ihn zum Dienst untauglich machte. Die Gesellschaft der Freunde nahm sich seiner neuerdings an, und empfahl ihn an eine andere Gesellschaft, deren Zweck war, für die Heilung Blinder und Gehörloser zu sorgen. Der Erfolg war der glücklichste; denn nach einigen Wochen erhielt der Kranke nicht nur sein Gehör wieder, sondern zugleich den Ruf zu einer andern Stelle, welche 50 Pf. Sterling eintrug. Die Gesellschaft unterstützte ihn neuerdings mit Reisegeld, und der Mann hatte ihr Gesundheit und Brod zu verdanken.

Ein Eingeborner von Isle de France trat in einem Alter von 16 Jahren in die Dienste eines Herrn, und gieng mit ihm nach England über. Sein Herr miethete in London eine Wohnung; allein nach einigen Wochen verschwand er, und ließ seinen Diener hülflos zurück. Der Hauseigenthümer behielt ihn noch einige Tage in dem Hause, in der Hoffnung, daß der Herr wieder kommen sollte; als aber dieses nicht geschah, wies er ihm die Thüre, und ließ ihm nicht undeutlich merken, daß er ihn im Verdacht habe, mit seinem Herrn einverstanden zu seyn. Der Unglückliche irrte den ganzen Tag trostlos umher,

und zog sich, als es Nacht wurde, und er sonst kein Obdach fand, unter den Bogen einer grossen Hausthüre zurück. Eine Frau bemerkte ihn, und als sie ihn am andern Morgen noch an der nemlichen Stelle fand, redete sie ihn an; allein der Arme, der Sprache des Landes unkundig, konnte nur durch Thränen antworten. Die gute Frau, durchdrungen von Mitleid, nahm den Verlassenen mit sich in ihre Wohnung, wo ihr Gatte, welcher eben so menschenfreundlich war, ihn liebreich aufnahm. Bey diesen guten Menschen, welche selbst von ihrer Hände Arbeit lebten und drey Kinder zu ernähren hatten, verlebte er einige Wochen, bis die Frau zufällig von der Gesellschaft sprechen hörte und ihren Schützling zu einem der Direktoren führte. Man nahm den jungen Menschen gütig auf, und da er eine grosse Sehnsucht nach seinem Vaterlande blicken ließ, so verschaffte man ihm Mittel, dahin zurückzukehren. Für die menschenfreundliche Familie, welche den Verlassenen aufgenommen und so lange beherbergt hatte, wurde eine Kollekte veranstaltet, welche 25 Pf. Sterling betrug und diese genügsamen Menschen vollkommen glücklich machte.

Ueber die Entstehung und Fortschritte der Bibelgesellschaften in verschiedenen Ländern, vorzüglich in England.

Schon frühzeitig dachten wohlthätige, und für das Wohl ihrer Mitmenschen besorgte Männer über die

die Mittel nach, ihren edlen Absichten mehr Kraft und Nachdruck zu geben, und sie fanden allgemein, daß das Wirksamste wohl sey, durch Mehrere das zu bewirken, was Einzelne zu bewirken nicht im Stande sind. Daher entstanden so viele Corporationen und Brüderschaften, welche alle so lange gut und wirksam waren, als sie den vorgesetzten Zweck nicht aus den Augen verloren, um mit vereinter Kraft darauf hin zu wirken. Man erkannte frühzeitig, daß, um religiöse Grundsätze und Sittlichkeit unter den Menschen zu befördern, die Verbreitung der heil. Schrift, und vorzüglich des neuen Testaments, dieses Buches, welches so sanft, und doch so nachdrucksvoll zu dem Geist und Herzen der Menschen spricht, das beste Mittel sey. Es bildeten sich Gesellschaften, welche diesen edlen Zweck hatten, und daher Bibelgesellschaften genannt wurden. Deutschland gieng mit gutem Beyspiel voran, und schon im Anfang des verflossenen Jahrhunderts wurde eine solche Gesellschaft zu Halle in Sachsen gegründet. Sie schränkte sich anfänglich blos auf die Verbreitung der Bibel in Deutschland, und zwar nach Luthers Uebersetzung, ein, allein später breitete sie sich auch auf andere Länder und Welttheile aus, und unsern Zeiten blieb es vorbehalten, diese Quelle rein für alle, ohne Verunreinigung des Partheigeistes, fließen zu lassen. Die Hallische Gesellschaft besorgte 1712 eine, und im folgenden Jahre drey Auflagen, jede von 2000 Exemplaren, welche man, um sie in die Hände auch der ärmern Volksklasse zu bringen, um 6 Kreuzer das Stück verkaufte. Seitdem wurde das neue Testament in verschiedene Sprachen übersetzt, und die

Gesellschaft vertheilte in einem Zeitraum von 100 Jahren 3 Millionen Exemplare, deren viele nach Amerika und nach Asien abgiengen.

England, dieses Land der Gesellschaften und Corporationen, errichtete im Anfang dieses Jahrhunderts eine Bibelgesellschaft, welche in wenig Jahren so an Kraft und Stärke zunahm, daß sie alle andern an Grösse und Wichtigkeit übertrifft. Es scheint überhaupt, daß dieses Land, sey es nun Folge des Nationalcharakters, oder des Reichthums, alles sogleich in das Grosse unternimmt. Wenn andere Nationen lang erst skizziren und in Miniatur mahlen, so entwirft es seine Gemälde sogleich al fresco. Es wird den Lesern vielleicht angenehm seyn, hier ein Verzeichniß der vorzüglichsten Gesellschaften zu finden, welche in einem Zeitraum von nicht ganz 150 Jahren, zu religiösen und wohlthätigen Zwecken errichtet wurden. 1678 Ges. zur Unterstützung der Wittwen und Kinder der Geistlichkeit. — 1699. Ges. zur Verbreitung des Christenthums. — 1709 Schottische Ges. zur Verbreitung des christlichen Glaubens in dem schottischen Hochlande, den schottischen Inseln, und in Amerika. 1749 Ges. zur Erziehung und Unterhaltung der Waisen der Geistlichen. — 1750 Ges. zur Verbreitung der Religionskenntnisse unter den Armen. — 1761 Ges. zur Verbreitung des Evangeliums ausser England. — 1779 Ges. der Vorsteher der Armenschulen. — 1780 Bibelgesellschaft für das Militär und den Seedienst. — 1785 Ges. zur Aufmunterung der Sonntagsschulen in allen brittischen Besitzungen. — 1791 Ges. der Unitarier, den Glauben durch Verbreitung religiöser Bücher zu befördern. — 1794 Ges.

der Beharrlichkeit zur Beförderung der Religionsgrundsätze durch Gründung einer orthodoxen Büchersammlung. Diese Ges. hatte zugleich den Zweck, den Armen und den Gebährenden ärztliche und wundärztliche Hülfe zu geben, und die Kuhpockenimpfung zu befördern. — 1795 Ges. zur Bekehrung der Negersclaven, und zur Erleichterung ihres Schicksals. — 1796 Ges. den Armen ihr Schicksal zu erleichtern. — 1797 Missionsgesellschaft. — 1803 Ges. zur Unterdrückung des Lasters. — 1804. Bibelgesellschaft für England und das Ausland. Von dieser Gesellschaft, welche itzt schon 300 Hülfsges. in den brittischen Reichen, und eine Menge verbundener Ges. in allen Theilen der Welt zählt, werden wir den Lesern eine kurze geschichtliche Uebersicht mittheilen. — 1807 Ges. der Freunde der Fremden in der Noth. — 1808 Afrikanisches Institut. — 1809 Ges. zur Verbreitung des Christenthums unter den Juden. — 1811 Nationalges. zur Erziehung der Armen in den Grundsätzen der herrschenden Kirche. — 1812 Afrikanische und Asiatischen Gesellschaft. Hiezu gehöret noch eine grosse Anzahl Privatinstitute, welche alle Religion oder Wohlthätigkeit zum Zwecke haben.

Um das Jahr 1803 befanden sich einst fünf Freunde bey einem traulichen Mahle, und unterhielten sich unter anderm von dem grossen Nutzen, welchen die christliche Lehre der Menschheit verschaffte, und äusserten den Wunsch, daß sie überall befestigt, und in allen Ländern und Welttheilen verbreitet werden möchte. Das wirksamste Mittel, meinten die Freunde, wäre hiezu, daß die h. Schrift, und vorzüglich das neue Testament, überall bekannt würde; und sie

glaubten, daß dieses am besten durch eine Gesellschaft bezweckt werden könnte. Sie kamen überein, ihre Bekannte und Freunde von dem Vorschlag zu benachrichtigen, und bald kam die Sache wirklich zu Stande. Man eröffnete eine Subscription, welche so guten Fortgang hatte, daß 1804 die Gesellschaft ihre Sitzungen wirklich eröffnete, und an ihrem ersten Jahrestage, im Monat May 1805, ihr Daseyn durch ein Umlaufschreiben an alle Christen öffentlich bekannt machte. „Die Gesellschaft, sagte der Präsident Lord Teigmouth in demselben, welche sich die Freiheit nimmt, sich heute an Sie zu wenden, glaubt durch ihren Zweck, welcher darin besteht, den Umlauf der h. Schrift bey uns und im Auslande zu befördern, Ihre Aufmerksamkeit zu verdienen. Jedem Bekenner der christlichen Religion muß es nahe am Herzen liegen, daß sie befördert werde. Der liberale Grundsatz, auf welchem unsere Verbindung ruht, alle Christen ohne Unterschied, so wie sie in unserm glücklichen Vaterlande durch die Constitution gleichen Schutz geniessen, gleichen Antheil daran nehmen zu lassen, wird diese Verbindung, welche schon ihrer Einfachheit, Reinheit, und des wichtigen Zweckes wegen Rücksicht verdient, doppelt stark empfehlen. Es giebt in unsern vereinigten Königreichen sicherlich Viele, welche von dem Geiste des christlichen Wohlwollens beseelt sind, und welche wünschen, dasselbe werkthätig ausüben zu können. Die Bibelgesellschaft bietet ihnen Gelegenheit dazu an. Sie bittet Sie, ihr Daseyn bekannt zu machen, und ihren Einfluß zur Beförderung des edlen Zweckes zu verwenden. Die Gesellschaft ist ganz überzeugt, daß durch eine ver-

einigte Anstrengung der christlichen Gemeinde die glücklichsten Erfolge bezweckt werden können, und sie rechnet es sich zur Pflicht, zu einem guten Werke aufzufordern, welches sie dem Schutze aller guten Menschen, und dem Segen des obersten Wesens anempfiehlt."

Die Gesellschaft bildete sich im J. 1804, und hatte in diesem Jahre theils an Subscriptionsgeldern, theils an Geschenken und Vermächtnissen, einen Fond von 5592 Pf. Sterling, ungefähr 60,000 fl. unsers Geldes. Im zehnten Jahre nach ihrer Entstehung, nemlich 1814, belief sich die Zahl der Subscribenten auf 50,000, und die jährliche Einnahme auf 87,216 Pf. Sterling. Seit diesem hat sich diese Einnahme noch ansehnlich vergrößert; denn es befinden sich in den vereinigten Königreichen über 300, und in andern Ländern Europens, auch in Asien, Afrika und Amerika eine Menge Töchtergesellschaften, welche alle dazu beytragen. Die Gesellschaft nahm bey ihrer Entstehung den Namen der Bibelgesellschaft für England und das Ausland an, und setzte über ihre innere Verfassung gewisse Gesetze fest. Um Mitglied zu werden, mußte man wenigstens eine Guinee unterzeichnen. Wer für 10 Guineen auf einmal unterzeichnet, bleibt Mitglied für sein ganzes Leben, und jeder, welcher 5 Guineen jährlich beyträgt, gehört mit zu den Vorstehern der Gesellschaft. Die innern Geschäfte besorgt ein Ausschuß von 36 Mitgliedern, welche alle Jahre neu gewählt werden. Jeden ersten Montag des Monats ist Versammlung des Ausschusses, und die jährliche allgemeine Versammlung, in welcher Berichte erstattet und Rechnungen abgelegt werden, wird am ersten Mittwoch

des Monats May gehalten. Die Berichte werden gedruckt, und öffentlich bekannt gemacht. Es ist fast unglaublich, wie geschwind, und wie sehr sich die Gesellschaft ausbreitete: Mit jedem Jahre entstanden neue Töchtergesellschaften, sowohl im In= als Auslande, besonders in Deutschland und in der Schweiz. In den Jahren 1813 u. 14 wurden 86 solcher Töchterges. gegründet, deren einige beträchtlich beytrugen, z. B. die Grafschaft Oxford 1400 Pf., Essex 1600 Pf., Nordfolk 1300 Pf., die Stadt Leed in der Grafschaft York für sich allein 1000 Pf., eine der Vorstädte Londons 2482 Pfund Sterling, u. s. w. In dem nemlichen Jahre wurden 167,320 Bibeln, und 185,249 Neue Testamente ausgetheilt. Man veranstaltete Uebersezungen der h. Schrift in fast alle Sprachen der vier Welttheile, welches viele Mühe und grosse Kosten verursachte.

Der Jahresbericht von 1814 erwähnt vorzüglich Rußlands, seines thätigen Antheils an dem grossen Zwecke wegen. Es waren schon Gesellschaften in Petersburg, Moscau, Yaroslaff, Dorpat, Mietau, Reval, Riga, und an andern Orten entstanden, welche sich durch ihre Thätigkeit und Eifer für die gute Sache auszeichneten. Während des Krieges war es eine vorzügliche Absicht der Gesellschaft, Bibeln in die Hände der Kriegsgefangenen zu bringen, und die eingelaufenen Dankadressen beweisen, mit wie vielem Eifer sie aufgenommen wurden. Die Gesellschaft bedauert nur, daß sich unter den Gefangenen so viele befanden, welche nicht lesen konnten. Unter 5178 Franzosen und 1700 Spaniern, welche sich in Plymouth in Ge=

fangenschaft befanden, waren nur 2410 von den ersten, und 800 von den letzten zu lesen im Stande. Die in Port Jackson, (Botanybay) befindlichen Verbrecher erhielten ebenfalls Bibeln. Sie dankten dafür in einer von 169 Verurtheilten unterschriebenen Addresse, und die Wirkung dieses Geschenks auf ihre Sittlichkeit und Besserung war in kurzem deutlich zu bemerken.

Auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung bildete sich eine Tochtergesellschaft, welche nebst dem allgemeinen Zwecke der Verbreitung der Bibeln, noch einen zweyten sehr wichtigen hat. Es wurden nemlich von ihr Schulen für die Armen errichtet. Man findet Gesellschaften auf vielen Inseln, und auch St. Helena hat die ihrige, welche alle Jahre 160 Pf. Sterling zum grossen Zwecke beyträgt. In Amerika zeichnete sich besonders Louisiana durch Eifer und Thätigkeit aus, und im Orient befindet sich eine grosse Anzahl Töchtergesellschaften. In Serampore sind fortwährend 10 Pressen in Bewegung. Der berühmte Sprachkundige Dr. Martyn hatte für Persien eine Uebersetzung des neuen Testaments besorgt, und nach seinem Tode wurde sein Mitarbeiter Seid Ali mit glänzenden Anerbietungen nach Calcutta eingeladen, um für die dortige Gesellschaft zu arbeiten. Der König von Persien, Tateh-Ali-Schah-Kajar erließ an den ausserordentlichen englischen Gesandten Sir Gore Ouseley im Jahre der Hegyra 1229 (1814) ein Schreiben, in welchem er seine Zufriedenheit über die persische Uebersetzung des neuen Testaments bezeugt, und versichert, daß er sich dasselbe werde vorlesen lassen.

Bemerkenswerth ist noch, daß in dem Southwarks Viertel der Stadt London sich unter den Subscribenten der Gesellschaft 49 Juden befinden, welche ihren Beytrag mit aller Pünktlichkeit liefern. Man fragte sie, wie sie zur Verbreitung einer Lehre beytragen könnten, welche sie nicht als ächt erkennten, und sie antworteten, daß sie es thäten, weil sie bemerkten, daß jene Christen, welche die Bibel lesen, immer bessere Menschen wären, als die, welche es nicht thun.

Die Insel St. Helena in politischer und commerzieller Hinsicht.

Es wird den Lesern vielleicht angenehm seyn, die nähere Beschreibung einer Insel zu erhalten, welche in unsern Zeiten durch den Aufenthalt eines berühmten Mannes merkwürdig geworden ist. Die Nachrichten, welche wir hier mittheilen, sind aus einem Werke entlehnt, welches 1809 in London unter dem Titel erschien: Reise des Herrn George Vikomt Valentia in Indien, der Insel Ceylon, auf dem rothen Meere, in Abyssinien und Egypten, in den Jahren 1802, 3, 4, 5 und 6.

Karl II. überließ diese Insel der ostindischen Compagnie als Eigenthum, welche, um sie zu bevölkern, jedem, welcher sich da niederlassen wollte, 10 Morgen Landes und eine Kuh, gegen Abgabe eines Schillings von jedem Morgen, gab. Auf solche Weise wurden über 23,000 Morgen Landes vertheilt, aus

welchen, da in der Folge einige reiche Einwohner den Antheil anderer zusammenkauften, mehrere grosse Güter entstanden. Die Compagnie behielt 4000 Morgen für sich, und verpachtete sie, anfangs auf 100 Jahre, und nachdem diese Pachtzeit abgelaufen war, auf 22 Jahre. Der Statthalter und die übrigen auf der Insel wohnenden Beamte besitzen alle mehr oder weniger Landes, so daß man das angebaute Land auf 28 bis 30,000 Morgen berechnen kann. Eben so viel Landes liegt noch unbebaut, und würde, wenn es nicht so sehr an Wasser mangelte, eine vortreffliche Viehweide liefern. Der Boden ist unvergleichlich, und liefert alle Jahre 2 auch 3 Erndten, nur Schade, daß man der ungeheuren Menge Ratzen wegen kein Getreid bauen kann, und sich auf Kartoffeln, Gemüse aller Art, Baumzucht, und Graswuchs einschränken muß. Die gewöhnlichen Einkünfte der Pachtungen sind; Zitronen, Pomeranzen, Feigen, Trauben, Pfirsige, Granaten, Bananas, alle Arten der Melonen und Kürbisse. Der Apfelbaum, welchen man an verschiedenen Stellen zu pflanzen versuchte, gedeiht nur an einem einzigen Orte, und zwar so gut, daß der Eigenthümer von seinen Bäumen, wenn das Obst geräth, eine Einnahme von 500 Pf. Sterling ziehen kann.

Die Viehzucht ist nicht in dem Zustande, in welchem sie seyn könnte, und der Wichtigkeit des Platzes wegen seyn sollte. Diese Insel ist vorzüglich deßwegen wichtig, daß die Schiffe sich da mit frischen Lebensmitteln versehen können, und aus dieser Ursache sollte man besondere Rücksicht darauf nehmen,

die Viehzucht aller Art zu vermehren. Die Schiffe, welche aus Indien kommen, erhalten zwar itzt bey ihrer Ankunft frisches Fleisch, übrigens ist es aber auf der Insel so rar, daß der größte Theil der Einwohner von gesalzenem Fleische lebt, welches die ostindische Compagnie aus ihren Magazinen liefert, und wobey sie einen jährlichen Verlust von 6000 Pf. Sterling leidet. Die Schafe reichen für den jährlichen Bedarf nicht hin. Daher kommt es, daß man sie sehr jung schlachtet, und das Fleisch daher die nöthige Kraft nicht hat, welches auch bey dem Ochsenfleische der Fall ist. Die englischen Schafe würden sehr gut auf der Insel gedeihen; allein es ist verboten Schafe aus England auszuführen, und die Compagnie konnte bis itzt, ungeachtet aller gemachten Vorstellungen, keine Erlaubniß von der Regierung erhalten. Schweine giebt es viele; allein ihr Fleisch schmeckt häßlich, weil diese Thiere mit den Köpfen und andern Abfällen der Fische gefüttert werden. Ziegen giebt es in Menge; sie leben meist im wilden Zustande, und ihr Fleisch ist vortrefflich.

Die Lebensmittel sind überhaupt sehr theuer; dieses kommt vorzüglich daher, weil der Geist des Monopoliums seinen Sitz sogar auf dieser einsam gelegnen Insel aufgeschlagen hat. Die Pächter verstehen sich untereinander, und sie liessen lieber ihre Erzeugnisse zu Grunde gehen und verderben, ehe sie dieselben unter dem gewohnten Preiße verkauften. Die Regierung allein könnte diesem Uebel abhelfen, und ein sicheres Mittel hiezu wäre, auf ihre Kosten und durch ihre Sclaven öffentliche Gärten anbauen zu las-

sen, und die Erzeugnisse zu billigen Preisen auf die Märkte zu bringen.

Man findet grosse Strecken Landes auf der Insel, welche des Wassermangels wegen nicht benutzt werden können. Die Thäler werden zwar häufig von Bächen bewässert, und da diese von den Bergen herabkommen, so wäre es wohl möglich, an erhabnen Stellen noch mehr Quellen zu entdecken, und sie nach Bedürfniß umher zu leiten. Es würde sich übrigens der Mühe und auch der Kosten lohnen, durch Maschinen das Wasser in die Höhe zu leiten, sollte es auch blos geschehen, um den Graswuchs zu befördern, und mehr Vieh ernähren zu können. Die Trockenheit soll in manchem Jahre so groß seyn, daß die Heerden Gefahr laufen, vor Durst zu Grunde zu gehen. Man könnte diesem Uebelstande wahrscheinlich grossen Theils abhelfen, wenn man Sorge trüge, die Gipfel der Berge mit Bäumen zu bepflanzen, damit die Wolken da aufgehalten würden. Alle Bergspitzen der Insel, den einzigen Dianenpik ausgenommen, sind kahl, und von Bäumen entblößt. Würden sie bepflanzt, so würden sie die nemlichen Dienste leisten, welche der Dianenpik leistet. Dieser hält die Wolken auf, und erhält dadurch eine Menge Wassers, welches dann in Quellen das tiefere Land bewässert. Während des Winters vergeht kaum ein Tag, an welchem nicht Gewitterwolken sich an dieser Bergspitze entladen. Uebrigens würde das Anpflanzen der Waldungen auf den Bergspitzen noch von einer andern Seite vortheilhaft seyn, da es itzt auf der Insel an Holz, nicht nur zum Schiffbau, sondern auch zu anderm Bedarf mangelt. Der Di-

anenpik ist 2692, und Longwood 1762 Fuß über die Meeresfläche erhaben.

Longwood erhielt seinen Nahmen von einer Flagge, welche auf der Spitze des Berges aufgesteckt ist, denn Longwood heißt im buchstäblichen Sinne ein langes Holz. Der Statthalter hat da ein schönes Landhaus. Der Weg von der Stadt aus dahin ist so steil, daß man sich gewöhnlich der Ochsen bedient, um hinauf zu fahren. Oben befindet sich eine schöne und sanfte Ebene, welche ehedem mit Gummibäumen bewachsen war. Seitdem man Alleen ausgehauen hatte, welche dem Südwestwinde freyen Zugang gestatteten, verdarben diese Bäume allmählig. Man hat es versucht, junge Bäume nachzupflanzen, welche, von Jugend an daran gewöhnt, diesen zerstörenden Wind ertragen können; auch fängt man an, Lerchenbäume zu pflanzen, welche sicherlich gedeihen und einst von großem Nutzen seyn werden; nur hält es schwer, sie gegen die Verwüstungen der Ziegen zu schützen. Diese Thiere leben frey, und verursachen überall grossen Schaden. Die Pächter sind gezwungen, ihre Pflanzungen einzuzäunen, oder allem Anbau zu entsagen. Wahr ist es, daß diese Thiere den Vortheil gewähren, immer frisches Fleisch zu haben; allein der Schaden überwiegt den Nutzen, und die Pflanzer würden sich gerne dazu verstehen, wenn man durch Ausrottung der Ziegen sie von dieser Plage befreyen wollte, frisches Fleisch auf andere Weise zu liefern. Der Boden um Longwood ist, so wie auf allen Anhöhen der Insel, vortrefflich, aber ohne Wasser. Man hofft, Quellen zu finden, und wenn es gelingt, so können noch 1500 Morgen Landes, welche itzt unbenützt liegen, zu Wie-

sen umgeschaffen werden. Das Vieh, welches da ernährt werden könnte, würde für den Einwohner, und vorzüglich für die Schiffe, welche an dieser Insel Anker werfen, von grossem Nutzen seyn.

Die Niederlassung auf der Insel St. Helena ist für die ostindische Compagnie sehr kostspielig. Die Verwaltung kostet jährlich 40,000 Pf. Sterling, und es ist wohl nicht möglich, Ersparnisse zu machen, da nur so viele Beamte hier sind, als nothwendig erfordert werden, und da die Besatzung so gering ist, daß sie kaum hinreicht. Sie besteht aus einem einzigen Regiment Infanterie, und zwey Compagnien Artillerie. Die zufälligen und ausserordentlichen Ausgaben dürfen für jedes Jahr nicht unter 10,000 Pf. angeschlagen werden, und überdieß ruht noch ein Kapital von 200,000 Pf. Sterling in dem Kriegs- und andern Magazinen. Die Einrichtung dieser Magazine macht der Compagnie viele Ehre, und zeugt von ihren wohlwollenden Gesinnungen. Man findet darin nicht nur alles, dessen die Schiffe bedürfen können, welche an der Insel landen, sondern auch alle Gegenstände, welche dazu beytragen können, den Einwohnern das Leben angenehm zu machen. Die Compagnie nimmt auf diese Waaren blos einen Gewinn von 10 PrC. welche die Unkosten und die Fracht nicht bezahlen. Die Einkünfte der Compagnie bestehen in den Abgaben von den Ländereyen, welche sich ungefähr auf 1100 Pf. Sterling belaufen, aber leicht das Doppelte einbringen könnten, und dann in dem Monopol mit Arrak, welches im Durchschnitt 6000 Pf. jährlich betragen kann.

Anfangs wurde die Insel durch Linien befestigt,

welche die zwey größten Thäler, James und Rupert, die einzigen, durch welche man glaubte, daß ein Feind vordringen könnte, schlossen; als aber der Kapitän Munden 1673 die Insel den Holländern wieder abnahm, errichtete er an dem nemlichen engen Kanal, durch welchen er eingedrungen war, eine Batterie. Seit dem wurden mehrere Werke an verschiedenen Orten unter dem Winde, und in der Sandybay (sandig) vor dem Winde angelegt, obwohl es der heftigen Strömung wegen schwer hält, daß ein Fahrzeug auch bey der günstigsten Witterung daselbst lande. Die Batterien liegen übrigens so hoch, daß sie ein Fahrzeug unter Segel kaum erreichen würden. Seit kurzem hat man auch mit einem Kostenaufwande von 20,000 Pf. Sterling eine Zitadelle angelegt. Die Insel ist als Ankerplatz so wichtig, und die Folgen, wenn sie in feindliche Hände fallen sollte, würden so nachtheilig seyn, daß es allerdings der Mühe lohnt, auf eine regelmäßige Vertheidigung zu denken. Die Natur hat dazu viel gethan; allein der Kunst bleibt noch mehr zu thun übrig.

In Ansehung der auf der Insel befindlichen Sclaven bestehen vortreffliche Gesetze, welche aber nicht jederzeit beobachtet wurden. Es ist vorgeschrieben, sie in der Religion zu unterrichten, und zum Ehestand anzuhalten. Beides wurde vernachläßigt. Es war verboten einen Sclaven los zu geben, ohne Sicherheit zu stellen, daß er im Alter der Gemeinde nicht zur Last fallen werde; allein auch dieser Punkt wurde vernachläßigt, und die Folge davon war, daß die Regierung immer eine grosse Anzahl solcher Menschen zu ernähren hatte. Der Herr darf seinem

Sclaven nicht mehr als 20 Streiche als Strafe zuerkennen. Jede härtere Strafe muß von der Obrigkeit auferlegt werden. Die Sclaven haben das Recht, Klagen vor dem Richter anzubringen. Seit langer Zeit werden keine Sclaven auf der Insel mehr eingeführt, die schon vorhandenen aber vermehren sich zusehends, welches vorzüglich daher kommt, daß sie so gut und menschlich behandelt werden.

Die Insel Sumatra.

W. Marsden lieferte schon in der ersten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts über diese in jeder Rücksicht wichtige Insel ein sehr geschätztes Werk, von welchem 1811 in London die dritte sehr vermehrte Auflage erschien. Er handelt in demselben von der ehemaligen und itzigen Verfassung dieser Insel, von den Gesetzen, Gewohnheiten und Sitten der Ureinwohner, und vorzüglich von den Naturseltenheiten und Produkten derselben. Wir liefern einige Auszüge über Gegenstände, welche, obwohl die Schrift in mehrere Sprachen übersetzt wurde, noch wenig bekannt sind.

Die Einwohner des Landes haben eigene Begriffe von Schönheit. Hiezu gehören, eine eingedruckte Nase, grosse, weit vom Kopfe abstehende Ohren, lange, rothgefärbte Nägel an den Händen und Füssen, und vorzüglich, künstlich abgefeilte, und schwarz gebeitzte Zähne, welche die Vornehmen noch mit Gold belegen. Die sorgfältigen Mütter tragen Sorge, schon in früher Jugend ihre Kinder mit die-

sen Schönheiten auszuschmücken, und ein Mädchen, welches dieselben nicht besäße, würde sicherlich keinen Freyer finden.

Man findet in der Lebensweise, in den Gebräuchen, und auch in der Kleidung der Ureinwohner von Sumatra viel Aehnlichkeit mit jenen der Inseln in der Südsee. Ihre Stoffe sind ebenfalls von Baumrinde gemacht, nur mit dem Unterschiede, daß sie auf Sumatra einem feinen Leder, auf Otaheiti aber und den andern dortigen Inseln, dem Papier gleichen. Die Einwohner haben einige Begriffe von Seelenwanderung, und die Volkssage erzählt Geschichten von Menschen, welche in Tiger und andere reissende Thiere verwandelt wurden. Sie haben daher eine grosse Ehrfurcht vor ihnen, besonders vor den Tigern, und es geschieht selten, daß sie sich gegen ihre Verwüstungen zur Wehre stellen. Wenn die Europäer diesen Thieren nachstellen, oder ihnen Schlingen legen, und Eingeborne bey dieser Arbeit zu Hilfe nehmen, so geschieht es häufig, daß diese des Nachts dahin schleichen, und Entschuldigungen machen, um das Thier, wenn es ja gefangen werden sollte, zu überzeugen, daß sie nichts beigetragen haben.

Es gibt auf der Insel noch jetzt viele wilde und reissende Thiere. Der Büffel ist zwar gezähmt, und man gebraucht ihn zum Ackerbau und andern Arbeiten, es irren aber noch grosse Heerden dieser Thiere in voller Freyheit in den Wäldern umher, und sie sind oft sehr gefährlich, besonders jene, welche sich von den andern trennen, und für sich einzeln leben. Die rothe Farbe ist ihnen zuwider, und sie gerathen bey dem Anblick derselben in Wuth. Sie gehen darauf

auf los, und zwar mit einer solchen Geschwindigkeit, daß sie mit dem Pferd gleichen Schritt halten. Wenn sie angegriffen, oder beunruhigt werden, so machen sie einen Rückzug, als hätten sie es nach den Regeln der Taktik gelernt. Sie ziehen sich eine kleine Strecke zurück, und bieten dann dem Feinde wieder muthig die Stirne. Dieses wiederholen sie oft, bis sie in einem Walde Sicherheit finden. Der Tiger ist des Büffels gefährlichster Feind. Die Männchen zwar bestehen oft den Kampf mit ihm, und bleiben Sieger, die Weibchen aber, und die Jungen, werden allemal die Beute ihres Feindes.

Die Elephanten sind zwar nicht gefährlich, denn sie greifen Niemanden an, wenn sie nicht gereitzt werden, allein in einer andern Rücksicht sind sie eine grosse Plage. Da sie in grossen Heerden sind, so verwüsten sie oft in einer Nacht ungeheure Strecken. Sie lieben vorzüglich Gartengewächse und Zuckerrohr, und die Pflanzer wissen sich oft nicht zu retten. Sie vergiften oft die Zuckerpflanzen mit Arsenick, und viele dieser Thiere finden dadurch ihren Tod. Man fängt sie auch in Gruben und auf andere Weise. Die Einwohner verstehen die Kunst nicht sie zu zähmen, und zum Krieg oder zum Hausdienste abzurichten.

Die Tiger sind auf Sumatra zahlreich, und sehr grausam. Es ist unglaublich, welch eine Anzahl Menschen alle Jahre die Beute dieser Thiere werden, und der Verfasser versichert, ein Dorf gesehen zu haben, deren Einwohner alle auf solche Weise zu Grunde giengen. Wir haben schon oben gesagt, daß die Ureinwohner aus Aberglauben sich weigern, Gewalt gegen diese Thiere zu brauchen, und überdieß macht

sie ihre Anhänglichkeit an Fatalismus gegen alle Gefahr gleichgültig. Die Europäer zwingen sie manchmal, gemeinschaftliche Sache mit ihnen gegen diese Feinde zu machen, sie thun es aber immer mit dem größten Widerwillen. Ein sicheres Mittel, sich bey nächtlichen Wanderungen gegen die Tiger zu schützen, ist, Fackeln anzuzünden. Sie fürchten das Feuer, daher man auch gewöhnlich bey Nachtzeit rings um die Dörfer Feuer unterhält. Man stellt den Tigern manchmal Fallen verschiedener Art. Bald sind es starke Käfiche, deren Thüre sich schließt, so bald das Thier darin ist, um die dort befindliche Lockspeise zu verzehren; manchmal auch Schlingen, oder schwere Balken, welche herabstürzen, und den Tiger, wenn er seine Beute verzehrt, erschlagen. Die Europäer bedienen sich der Feuergewehre, und stellen ordentliche Tigerjagden an. Manchmal nimmt man auch zu Gift die Zuflucht. Man legt den Körper einer Ziege, oder eines andern Thieres, als Köder unter einen Baum, und befestigt ihn fest an denselben; damit der Tiger ihn nicht wegschleppen kann. Neben an stellt man ein Gefäß voll Wassers, in welchem man Arsenick auflößt. Wenn nun das Thier sich voll angefressen hat, wird es von Durst geplagt, trinkt von dem vergifteten Wasser, und geht zu Grunde. Es ist des Tigers Gewohnheit, seine Beute immer erst in der zweyten Nacht weg zu schleppen, nachdem er vorher alles Blut ausgesaugt hat. Diesen Augenblick benutzen auch die Europäer, um manches dieser Thiere zu erlegen.

Ein anderes, den Eingebornen sehr gefährliches Thier, ist der Cayman. Dieses gefräßige Raub-

thier, welches in den dortigen Gewässern häufig ist, ist sehr lüstern nach Menschenfleisch, und mancher Eingeborne, da diese Menschen das Baden leidenschaftlich lieben, wird von ihm verzehrt. Dieses Thier ist den Einwohnern heilig, daher sie demselben nicht nachstellen, und sich lieber, voll Vertrauen auf den Fatalismus, ruhig von ihm verzehren lassen. Die Kugeln prallen an seiner dicken, Panzerartigen Haut ab, durch starke Hacken aber, welche man in den ausgeworfenen Köder birgt, kann derselbe leicht gefangen werden.

In den Wäldern giebt es vieles Ungeziefer, und vorzüglich viele Schlangen, deren einige ihres Giftes wegen sehr gefährlich sind. Die Bäume wimmeln von Affen aller Art, und dienen den Tigern und andern Raubthieren zur Speise. Die Einwohner behaupten, daß einige Thiere die Gabe haben, die Affen so zu bezaubern, daß sie nicht von der Stelle können, und sich ihren Feinden selbst in den Rachen stürzen. Das Wahre an der Sache mag wohl dieses seyn, daß der Anblick des Feindes die Affen so erschreckt, daß sie die Flucht darüber vergessen, und in der Angst ein Raub desselben werden. Der Verfasser behauptet ein Augenzeuge eines solchen Auftritts gewesen zu seyn. Ein Cayman legte sich in einem Flusse ganz nahe zu einem Baum, welcher an dem Ufer stand, und auf welchem sich viele Affen befanden. Kaum erblickten diese ihren Feind, als sie unruhig wurden, sich ängstlich auf den Aesten zusammen drückten, und bis an die äußersten Spitzen der Zweige sich drängten. Da fiel nun mancher im Gedränge herab, welcher von dem Cayman sogleich aufgefangen, und verzehrt wurde.

Linnäus Wanderung
durch
Lappland.

Der Präsident der Linnäischen Gesellschaft in London, Herr John Edward Smith, machte ein bisher noch unbekanntes Manuskript dieses berühmten Naturforschers, in einer Uebersetzung bekannt. Es betrift eine Reise, welche Linnäus durch Lappland machte, um die Naturmerkwürdigkeiten dieses Landes zu untersuchen. Es ist, wie fast alle Schriften dieses gelehrten Mannes, in lateinischer Sprache, aber so unleserlich geschrieben, daß der Uebersetzer viele Stellen, welche abgekürzt, oder nur durch Zeichen angezeigt waren, ersetzen mußte. Er widmete diesem Geschäft sieben Jahre, ließ bey der Herausgabe des Werkes mehrere Schriftzüge und Abbreviationen des Verfassers in Kupfer stechen, und fügte dem Werke eine Abhandlung des Dr. Wahlnberg über die Höhe der lappländischen Gebirge bey. Wir liefern den Lesern blos einige Auszüge aus dieser interressanten Schrift.

Linnäus hatte auf dieser weiten Reise, von 1230 Meilen, in den rauhesten und unwegsamsten Gegenden, viele Beschwerlichkeiten zu erdulden, allein sein Muth verließ ihn niemals, und sein Eifer für die Wissenschaft machte, daß er willig alle Beschwerden trug, allen Gefahren trotzte. Linnäus machte die ganze Reise zu Fuß, und hatte sich zu diesem Ende so leicht, als möglich gekleidet. „Ich trug, sagte er, eine wollene, roth gefütterte, und mit Pelz ausgeschlagene Weste, lederne Hosen, und Halbstiefeln.

In meiner Reisetasche befanden sich ein Hemd, zwey paar Aermel, zwey Oberhemden, ein Schreibzeug, ein Federrohr, ein Vergrösserungsglas, ein Fernrohr, eine Florkappe, um mich gegen die Schnacken zu schützen, ein Kamm, mein Tagebuch, ein Heft Papier, um die trocknen Pflanzen einzulegen, meine Ornithologie im Manuskript, und die Flora ublandica. Zum Schutz trug ich ein Jagdmesser, eine leichte Flinte, und einen Stock, welcher zugleich als Maasstab diente. In meiner Brieftasche hatte ich einen von dem Statthalter zu Upsal ausgestellten Paß, und ein Empfehlungsschreiben der Akademie. Ich reißte ab den 12 May 1732, an dem Tage, da ich 25 Jahre alt war."

Linnäus mußte durch Sümpfe, unwegsame Wälder, und über Flüsse wandern. Er hatte einen Lappländer zum Führer, welcher einen kleinen Nachen trug, um über die Flüsse, welche nicht zugefroren waren, zu kommen. Sie mußten manchen Tag, und manche Nacht gehen, ohne Nahrung, oder eine Hütte, zur Lagerstätte zu finden. An Fleisch war gar nicht zu gedenken, und gesalzne, halb faule Fische, oder elende verdorbene Käse war alles, was sie fanden. Auf solche Weise war er schon mehrere Wochen vorwärts gegangen, als seine Kräften zu schwinden anfiengen, und er ernstlich an die Rückkehr denken mußte.

Die Lappen sind grosse Esser, wenn sie Vorrath haben, allein sie können auch den Hunger gut ertragen. In der Jahreszeit des Fischfangs leben sie blos von Fischen, und essen sie roh, gesalzen, oder auch halb verfault. Wenn ihr Vorrath zu Ende ist, und

das Eis des Winters es nicht mehr erlaubt, Fische zu fangen, so nähren sie sich von Fleisch. Sie gehen dann auf die Jagd, und verzehren das Fleisch aller wilden Thiere, das von Wölfen und Füchsen ausgenommen, vor welchem sie einen wahren Abscheu haben, mit Heißhunger. Wenn die Jagd schlecht ausfällt, so nehmen sie zu dem Fleisch der Rennthiere ihre Zuflucht. Da indessen nur die reichern Einwohner Heerden von Rennthieren halten, so entsteht in solch einem Falle unter der ärmern, und zahlreichern Klasse der Menschen grosse Hungersnoth. Sie vernachläßigen auch, für das Winterfutter der Rennthiere zu sorgen. Diese nähren sich von einer Moosart, welche nur an dem Abhang der Berge wächst, und unter dem Schnee frisch erhalten wird. Wenn nun durch die Wärme des Sommers der Schnee schmilzt, und zu Anfang des Winters, ehe die Erde mit Schnee bedeckt ist, strenge Kälte eintritt, so verdirbt das Moos, und die Rennthiere leiden Mangel an Futter. Man bemerkt, daß diese Thiere in grosser Noth auch Frösche, Schlangen, und vorzüglich die Bergratten (Mus Lemmus) fressen, allein diese Nahrung ist ihnen nicht zuträglich, und es entstehen in solchem Falle häufig Krankheiten unter ihnen.

Die Wohnungen der Lappländer sind kleine, unförmige Hütten, und so niedrig, daß man nicht aufrecht darin stehen kann. Es herrscht grosse Unsäuberlichkeit in denselben, und sie sind immer mit dickem Rauch angefüllt. Dieses, und der Glanz, welchen der Schnee von sich wirft, und sie blendet, macht, daß die Einwohner durchgehends an Augenschmerzen leiden, und frühzeitig blind werden. Kröpfe sind

auch häufig unter ihnen zu finden, sonst kennen sie wenig Gebrechen und Krankheiten, und leben sehr lang, wozu wohl die heitere Luft, und die Entbehrung aller geistigen Getränke viel beitragen mag. Linnäus schreibt das hohe Alter, welches die Lappen erlangen, so wie auch ihre grosse Leichtigkeit im Laufen, dem häufigen Genuß des Fleisches zu, und stellt hierüber Grundsätze auf, welche ihrer Sonderbarkeit wegen verdienen, den Lesern wörtlich mitgetheilt zu werden.

„Man bemerkt, sagt er, daß Thiere, welche aus dem Pflanzenreich sich nähren, viel stärkere und unbiegsamere Fibern haben, als jene, welche Fleisch essen. Der Lappländer nährt sich ganz von Fleisch, und Pflanzen kommen niemals auf seinen Tisch.... Im Frühjahr ißt er Fische, im Winter und Herbst blos Fleisch, und im Sommer Milch, Butter und Käse. Das gemeine Volk ißt niemals gesalznes Fleisch, welches den Körper ebenfalls schwerfällig macht. Ich kann nicht umhin, bey dieser Gelegenheit einiges gegen die Behauptung jener einzuwenden, welche den Beweis, daß der Mensch für alle Gattungen der Nahrung geschaffen sey, aus der Bildung seiner Zähne zu folgern suchen. Die Schneidezähne des Menschen, sagen sie, gleichen den Zähnen jener Thiere, welche von Früchten und Nüssen leben; die Augenzähne jenen der Fleischfressenden Thiere, und die Stockzähne deren der Thiere, welche von Gras und Kräutern sich nähren. Wenn man indessen die Schneidezähne des Menschen mit jenen der Thiere vergleicht, welche von Früchten und Nüssen sich nähren, so wird man sogleich einen großen Unterschied fin-

den. Die Zähne der Thiere stehen auswärts, und sind getrennt, die des Menschen hingegen bilden einen rechten Winkel mit dem Kiefer, und hängen zusammen. Zudem, so sind die Schneidezähne dieser Thiere viel länger. Einige Fleischfressende Thiere haben zwar Schneidezähne wie der Mensch, aber ihre Augenzähne sind verschieden, und sie machen auch von denselben einen weit größern Gebrauch. Die Stockzähne, welche der Mensch mit von Gras und Kräutern lebenden Thieren gemein hat, sind eben so wenig ein Beweis, weil auch die Fleischfressenden Thiere ihre Stockzähne haben. Es ist unmöglich, wenn man unsere Zähne, unsere Hände, Finger und Zehen betrachtet, zu verkennen, daß die Menschen nahe mit den Affen, diesen Waldmännern, verwandt sind. Wenn die Affen Fleischfressend sind, so sind es die Menschen auch."

Linnäus fand auf seiner Wanderung eine grosse Menge vorher noch unbekannter Pflanzen, und besonders viele Moosarten. Er erwähnt vorzüglich einer Moosart (polystrichum commune) welche häufig in den feuchten und niedern Wäldern wächst, und den Lappen von grossem Nutzen ist. Sie nennen dieses Moos in ihrer Landessprache remsi, und es ist so kraus, so weich, und zugleich so elastisch, daß sie ihre Betten davon machen. Eine Matratze von solchem Moos ist so leicht, und läßt sich so packen, daß man sie in eine Rolle binden, und bequem unter dem Arm davon tragen kann. Fängt eine solche Matraze durch den langen Gebrauch an, hart zu werden, so wird sie mit Wasser besprengt, und das Moos erhält seine vorige Elastizität wieder.

Die lappländischen Gebirge gehören zu den höchsten unseres Welttheils; und ihre Gipfel sind mit ewigem Schnee bedeckt. Es gibt Pflanzen und Bäume, welche nur bis zu einer gewissen Höhe gedeihen. So findet man auf den lappländischen Hochgebirgen grosse Fichten bis zu der Höhe, welche noch 3000 Fuß von der ewigen Schneekette entfernt ist. Höher gedeiht nur die Schottländische Fichte, und auch diese hört in einer Entfernung von 2800 Fuß von dem Schnee auf. Buchen, aber sehr schwächliche, findet man 2000 Fuß von dem Schnee, und in einer Entfernung von 1400 Fuß trift man nicht einmal Gesträuche mehr an. Der Vielfras ist das einzige vierfüßige Thier, welches sich so hoch versteigt; die Bären, welche doch die Kälte gut vertragen können, wagen sich nicht so weit. In einer Entfernung von 800 Fuß von dem Schnee reift noch die schwarze Heidebere (empetrum nigrum.) Höher steigen auch die Lappen nicht, weil in dieser Gegend das Moos, welches die vorzüglichere Nahrung ihrer Rennthiere ist, aufhört. Es giebt Büsche von Heidekraut bis auf 200 Fuß von dem Schnee, allein sie tragen keine Früchte mehr. Inner dem ewigen Schneekreis findet man an einzelnen Stellen, und zwischen den Spalten der Felsen, einige Pflanzen, z. B. Saxifraga stellaris, rivularis et oppositifolia, rumex dignus, juncus curvatus, ranunculus glacialis ꝛc. Diese letztere findet man noch 500 Fuß über der Schneekette. Thiere gibt es, die Eisfliege (emberica nivalis) ausgenommen, in dieser Höhe keine mehr.

Die warmen Quellen
in
Island.

Der um die Wissenschaften, besonders um die Naturkunde, so verdiente Ritter Joseph Banks hatte das in so mancher Hinsicht merkwürdige Island schon 1772 besucht, da aber noch viel zu untersuchen übrig blieb, so vermochte er 1809 den Herrn Hooker, eine Reise dahin zu unternehmen. Er hielt sich 2 Monate da auf, und sammelte alles, was er in Hinsicht der Botanik, und der Produkte dieser Insel merkwürdiges fand, allein seine kostbare Sammlung verbrannte sammt dem Schiffe, auf welches sie geladen war, auf offnem Meere, und Herr Hooker konnte blos aus seinem geretteten Tagebuch einen unendlichen Bericht über seine Reise erstatten, welchen er auch später in einer Schrift unter dem Titel: Journal of a tour in Islandia 1811 öffentlich bekannt machte.

Wir liefern den Lesern blos einen Auszug dessen, was der Verfasser über die warmen Quellen dieses Landes, und vorzüglich über den Geyser sagt. Diese Quelle ist mit einem hohen, meist aus Kieselstein bestehenden Rande umgeben. Man bemerkt an der Aussenseite viele Erhöhungen in der Gestalt der Maulwurfshaufen, welche, da von allen Seiten Krystalle anschiessen, für das Aug einen herrlichen Blick gewähren. Wenn man oben an dem Rande angelangt ist, so erblickt man ein ungeheures Becken, in dessen Mitte eine mehrere Fuß grosse, runde Oeffnung ist, aus welcher das Wasser hervorquillt. Diese Oeffnung

ist 3 bis 4 Fuß tiefer, als der Rand des Beckens, welches 140 Fuß im Durchmesser hält. Es war dem Verfasser unmöglich, in das Becken hinabzusteigen, weil es voll eines ganz hellen Wassers war. In der Mitte bemerkte man ein starkes Kochen, und es stieg fortwährend eine Dampfsäule empor.

Der Verfasser hatte das Vergnügen, Augenzeuge mehrerer Ausbrüche zu seyn. Er beschreibt sie auf folgende Weise. „Um 9 Uhr Morgens ließ sich ein unterirdisches Getöse hören, das so ziemlich dem fernen Rollen des Kanonendonners glich. Man fühlte dabey eine schwache Erderschütterung; das Wasser in dem Becken fieng an zu kochen, und Wellen zu werfen, welche über den Rand desselben strömten. Plötzlich erhob sich ein Wasserstrahl mit einer starken Entladung zu einer Höhe von 10 bis 12 Fuß." Ein andersmal stieg dieser Strahl zu einer Höhe von 90 Fuß, und hatte 50 Fuß im Durchmesser. Am Fuße der Säule konnte man blos eine dichte Dampfwolke unterscheiden, aus welcher der Strahl emporstieg, und sich oben in einen dicken Staubregen auflößte. Es geschahen drey Ausbrüche, welche immer einige Minuten dauerten, und nach dem dritten Ausbruche, sank das Wasser, welches in dem Becken immer gestiegen war, plötzlich, und man hörte deutlich, daß es sich durch die Oeffnung in der Mitte zurück stürzte. Zwanzig Minuten, nachdem sich das Wasser zurückgezogen hatte, war das Becken noch so warm, daß man es mit der bloßen Hand nicht berühren konnte. Einst hatte der Verfasser sein Zelt in der Entfernung von mehr als 200 Klaftern von dem Geiser, nahe bey einem alten Crater aufgeschlagen, um da verschiedene

gesammelte Pflanzen zu untersuchen, und zu ordnen, als plötzlich sich ein fürchterliches Geräusch hören ließ. Er trat erschrocken aus seinem Zelte, und sah, daß aus dem alten, schon lange vertrockneten Crater eine Wasserquelle zu einer Höhe von 150 Fuß empor stieg. Die Gewalt, mit welcher das Wasser hervorstürzte, war so groß, daß die Säule bis an die oberste Spitze die gleiche Dicke behielt, und daß grosse Steine, und Felsstücke, welche der Verfasser in den Krater warf, noch hoch über die Wassersäule empor geschleudert wurden.

Die Einwohner erzählten, daß 1808 während eines Erdbebens sich plötzlich ein neuer Crater geöffnet habe, und daß während 14 Tagen, alle übrigen Quellen still gestanden, und kein Wasser ausgeworfen haben. Islands vulkanische Berge sind schon lange berühmt, und es scheint, daß sie in Verbindung mit den entferntesten Ländern stehen. Als 1783 der Hecla fürchterlich tobte, war auch der Vesuv in grosser Bewegung, und Calabrien wurde vom Grunde aus erschüttert. Ein trockner Nebel, welche man den Heerrauch nannte, bedeckte ganze Länder, und es ist mehr als wahrscheinlich, daß er mit jenen Ausbrüchen in Verbindung stand. Der Verfasser wollte den Hecla, und andere Vulkane der Insel besuchen, allein man widerrieth es ihm allgemein, und er fand keinen Führer, welcher ihn dahin begleitet hätte. Die Einwohner behaupteten, daß während der Regenzeit alle Flüsse ausgetreten seyen, und die Sümpfe das Ersteigen der Berge höchst gefährlich machen. Sie zeigen überhaupt eine grosse Abneigung, sich den feuerspeyenden Bergen zu nähern, welche sie als den

Aufenthalt der Verdammten betrachten, und es ist bemerkenswerth, daß dieser Aberglaube allen jenen Ländern gemein ist, in welchen sich Vulkane befinden.

Es wird den Lesern, welche nicht Gelegenheit hatten, die Beschreibungen, welche von diesem Lande schon erschienen, kennen zu lernen, vielleicht angenehm seyn, eine kurze Uebersicht dieser in jeder Hinsicht merkwürdigen Insel zu erhalten. Sie ist eines der nördlichst gelegenen Ländern, denn sie liegt zwischen dem 62 und 67 Grad, und hat einen Flächeninhalt von 1400 dänischen Quadratmeilen, deren 14 1/2 auf den Grad gehen. Sie gehört jetzt der Krone Dänemark, und hat eine Bevölkerung von ungefähr 50,000 Seelen. Sie war ehedem ein Freystaat, und sehr blühend, bis im 13ten Jahrhundert der König von Norwegen sie seinem Reiche unterwarf. Lange Zeit hindurch wurde dieses Land sehr vernachläßigt, seit der letzten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts aber fieng die Regierung an, dieser Insel mehr Aufmerksamkeit zu schenken, und der König zieht itzt von ihr ungefähr 6000 Thaler reiner Einkünfte.

Die Einwohner dieser Insel sind frohe, und kräftige Menschen, welche Krankheiten kaum dem Namen nach kennen, und haben eine vorzügliche Anlage zur Dichtkunst. Man findet bey ihnen eine Menge Gedichte und Erzählungen, Saga's genannt, in welchen die Geschichte des Landes, aber freilich auch viele Mährchen, eingehüllt sind. Als sie das Christenthum kennen lernten, wurden sogleich die Bibel, und die Kirchenväter in Reimen gebracht, und abgesungen. Viele ihrer Schriftsteller verdienen indessen näher ge-

kannt zu werden. Einar in seinem „Syllabus auctorum Islandicarum" zählt deren 417.

Die jetzigen Bewohner Islands beschäftigen sich größten Theils mit der Viehzucht und Fischerey. Die Küste sowohl, als die Seen, und die Flüsse, wimmeln von den vortreflichsten Fischen, und in der Viehzucht sind besonders die Schaafe von Bedeutung, obwohl auch Hornvieh, und ein guter Schlag kleiner, aber sehr dauerhafter Pferde gezogen werden. Die Regierung glaubte dem Lande ein sehr nützliches Geschenk zu machen, indem sie Rennthiere dahin bringen ließ, welche sich auch in kurzer Zeit sehr vermehrten, allein die Einwohner sind ganz anderer Meynung. Sie klagen sehr darüber, daß diese Thiere ihnen das Lycher (isländisches Moos) welches an den Abhängen der Berge wächst, und den Menschen zum Nahrungsmittel dient, wegfressen. Sey es nun Vorurtheil, oder gegründete Ursache, sie versuchten es noch niemals, dieses andern nördlichen Ländern so nützliche Thier, zu zähmen, sondern jagen es, wie andere wilde Thiere. Daß die Isländer indessen, so wie der Pöbel in allen Ländern, an eingewurzelten Vorurtheilen kränkeln, ist der Beweis, daß sie noch nicht dahin gebracht werden konnten, Gärten anzulegen, obwohl die Erfahrung gelehrt hat, daß Kartoffeln, auch Rüben und Kohl sehr gut gedeihen. Sie behaupten, der Boden thaue bey ihnen niemals ganz auf, und bleibe in der Tiefe von ein paar Schuhen immer gefroren. Ihre Vorrathskammer ist das Meer, auf welchem sie das Seegras sammeln. Es wird in Küsten fest zusammen gepreßt, erhält sich lange gut, und wird im

Winter mit Butter genossen. Uebrigens wird viel Milch=Molken und Butter verbraucht, nur Schade daß sie letztern, da es so sehr an Salz gebricht, nicht lange aufbewahren können. Aus der nemlichen Ursache müssen auch Fische und Fleisch frisch verzehrt werden. Das Fleisch besteht in dem der Schaafe, und in Wildpret. Das Fleisch des Hornviehes wird nicht häufig genossen, aber Pferdefleisch war ehemals ein Lieblingsgericht der Isländer, so wie aller Scardinavier. Der größte Reichthum der Isländer ist das Lychen. Es ist eine gesunde und nahrhafte Speise, und wird, ehe es genossen wird, ein paar Tage in Milch eingeweicht, welche davon ganz gallertartig wird. Nebstdem sammeln die Isländer zu ihrer Nahrung mehrere Arten von Wurzeln, unter welchen die Angelikawurzel, und die des Löwenzahns vorzüglich geschätzt werden. Wohlhabendere genießen Haber oder Gerstengrütze in Milch gekocht, und sehr dünnen Kuchen von Gerstenmehl. Das gewöhnliche Getränk ist Wasser, doch findet man auch Bier und Branntwein.

An Holz ist grosser Mangel, weil keine Waldungen vorhanden sind. Man findet zwar einige Birken, welche aber immer kränkeln, und kaum die Höhe von einigen Fuß erlangen. Das Meer flößt indessen an Islands Küsten manchmal Holz aus den entferntesten Ländern an, und im Allgemeinen wird Torf gebrannt. Die Häuser sind von besonderer Bauart. Man findet wohl einige von Stein, gewöhnlich aber bestehen sie aus Erde. Das Gerippe besteht aus dünnen Sparren, welche dann mit Rasen dicht überlegt werden, welcher so zusammen wächst, daß er

grünt, und abgemähet werden kann. Diese Wohnungen sind sehr warm, aber immer dumpfig.

Die Viehzucht hat sich in den letzten Jahren sehr gehoben. Man fand auf der Insel 500,000 Schaafe; Kühe und Pferde sind ungleich weniger. Man hat es versucht die Schaafe durch Merinowidder, welche man mit grossem Kosten dahin brachte, zu veredeln, allein der Erfolg war nicht glücklich, vermuthlich weil der Himmelsstrich für diese Art Schaafe zu rauh ist. Die eingebornen Schaafe sind indessen von grosser Dauerhaftigkeit, und können Hitze und Kälte vertragen. Sie gehen sogar im Winter auf die Weide, scharren den Schnee hinweg, um Futter zu finden. Merkwürdig ist, daß die Schaafe, welche auf die Berge getrieben werden, die beste Wolle, jene aber, welche an der Küste, und in Thälern weiden, die beste Milch und viel Fett liefern. Die Wolle der Schaafe ist gut bis in ihr sechstes, höchstens siebentes Jahr, dann müssen diese Schaafe durch jüngere ersetzt werden.

Die Pferde werden in Island sich selbst überlassen. Wenn man ihrer bedarf, fängt man sie ein, und bedient sich ihrer. Vor einigen Jahren befanden sich auf der Insel ungefähr 3500 Pferde, und 30,000 Kühe. Wenn der Winter zu strenge wird, so treibt man sie in Stallungen, welche aber gegen die Kälte nur schlecht verwahrt sind.

Die Botanibay auf Neuwallis.

Die Bemerkungen, welche wir hier den Lesern vorlegen, sind von einem Manne, welcher einige Jahre sich in dieser Colonie aufhielt, und ein öffentliches Amt daselbst bekleidete. *) Die Ansiedlung besteht bekanntlich größten Theils aus Verbrechern, welche aus ihrem Vaterlande verbannt, und für bestimmte Jahre dahin gesendet werden; doch gibt es da auch viele Freywillige, welche sich dahin begaben, in der Hoffnung ihr Glück zu machen.

Die Laster der Verbannten, sagt der Verfasser, die Streitigkeiten mit den Eingebornen des Landes, und die Hungersnoth, welche sich in den ersten Jahren verschiedene male fühlen ließ, hinderten das Gedeihen der Niederlassung gar sehr. Viele Verbannte zeigten sich unverbesserlich, und hatten weder für sanfte noch strenge Behandlung Gefühl. Abgehärtet in den Lastern, bestahlen und beraubten sie die armen Einwohner des Landes, welche dadurch mistrauisch wurden, und sich, wenn sie konnten, rächten, daher man oft Ermordete in den Wäldern fand. Da man diese Leute mit Gewalt zur Arbeit anhalten mußte, so gieng der Anbau des Landes sehr langsam von statten, und Mangel und Hungersnoth war die Folge davon. Durch die Nachläßigkeit der Hirten gieng das Vieh, welches man aus England zum Behuf der

* The present picture of Botanibay by D. Mann. London 1811.

Niederlassung mitgebracht hatte, verloren. Die Thiere verirrten sich in den ungeheuren Wäldern, und erst nach einem Zeitraume von 7 Jahren fand man im Innern des Landes eine Heerde wilder Ochsen und Kühe, welche Abkömmlinge jener Verirrten waren. Man sah sich bald genöthigt, Gefängnisse zu bauen, und baute sie aus Holz, allein die Verbrecher zündeten sie an, so daß man andere von Stein aufführen mußte.

Endlich ließ sich eine Besserung spüren. Die Einwohner des Landes lebten mit den Ansiedlern in guter Eintracht; die Heerden hatten sich ansehnlich vermehrt, und durch Bebauung des Landes war die Niederlassung gegen Hungersnoth gesichert, allein diese Besserung war von kurzer Dauer. Im Jahr 1800 entstanden Gährungen, und einige neuerlich angekommenen Verbrecher, geborne Irrländer, suchten eine allgemeine Empörung anzufachen. Es gelang indessen dem damaligen Statthalter, Herrn Hunter, dem Ausbruch zuvorzukommen, und die Ruhe wieder herzustellen. Dieser Mann machte sich überhaupt um die Niederlassung sehr verdient, und hinterließ sie, nachdem er sie 1795 in voller Gährung angetroffen hatte, nach einigen Jahren ruhig, und blühend. Die Anzahl der Ansiedler, sowohl Verbannte, als Freywillige belief sich auf 6000; es waren schon 7000 Morgen Landes bebaut, und man zählte 6000 Schaafe, 2000 Ziegen, und 1200 Stücke Hornvieh.

Im Jahre 1801 richtete eine Ueberschwemmung fürchterliche Verwüstungen an. Durch lange und heftige Regen, und durch die Ströme, welche von den Bergen herab stürzten, stieg der Fluß Hawkesbury

so sehr, daß das Wasser 60 bis 70 Fuß über sein gewöhnliches Bett stand, und Heerden und Hütten dadurch weggerissen wurden.

Ein Uebel, an welchem die Ansiedlung kränkelt, und welches schwer zu heilen ist, ist der unmäßige Hang zum Brantwein. Obwohl dieses Getränk ungeheuer theuer ist, da die Flasche 10, 15, auch manchmal sogar 30 Schillinge kostet, so trinken doch Männer und Weiber davon, und richten ihre Gesundheit, und ihr Vermögen dadurch zu Grunde. Es wäre zu wünschen, daß der Luxus Fortschritte machte, und Wein an die Stelle des Brantweins träte; die Folgen würden weniger nachtheilig seyn. Man versuchte schon alle Mittel, gute Beyspiele, Drohungen, Ermahnungen und Strafen, allein vergebens. Nebst der Trunkenheit sind die Ansiedler auch sehr dem Spiele ergeben. Es gab Fälle, daß Menschen, nachdem sie alles, was sie besaßen, verspielt hatten, noch ihr letztes Kleidungsstück daran wagten, und nackt umher laufen müssen. Es fallen auch zuweilen, doch seltner als ehemals, Mordthaten vor, deren einige sehr grausam sind. Der Diebstahl wird streng bestraft, und das wirksamste Mittel, welches man ergriff, war, daß man die Schuldigen fern von der Colonie in die Einsamkeit verbannte. Die Furcht, sich von allen Bekannten getrennt zu sehen, hält diese Menschen besser im Zaume, als körperliche Züchtigungen. Jene Verbannten, welche ein Handwerk verstehen, treiben es nach ihrer Ankunft in der Colonie, und die andern, werden zu öffentlichen Arbeiten, oder zum Landbau, gebraucht. Der Statthalter hat das Recht, hierüber zu verfügen. Die Fes-

seln werden den Verbrechern, einige Fälle ausgenommen, sogleich nach ihrer Ankunft abgenommen.

Man versuchte es, für die Gebildetern ein Schauspiel zu halten, allein man mußte es wieder aufheben, weil die ärmsten, um dieses Vergnügens zu genießen, ihre Lebensmittel verkauften, und oft große Unordnungen entstanden. Es giebt zwar viele Verbrecher, welche sich bessern, und in ihrer Verbannung sehr achtungswerthe Menschen werden, viele aber bleiben unverbesserlich. Folgendes Beyspiel ist ein Beweis davon. Ein Verbannter wurde eines gewaltsamen Diebstahls wegen zum Strange verurtheilt. Als er gehangen werden sollte, brach der Strick, und zwar zum dritten male. Man berichtete den Vorfall an den Statthalter, und er begnadigte den Verbrecher, in der Hoffnung, daß er sich bessern werde, allein bald darauf begieng er wieder neue Verbrechen, und wurde in eine Wüste verbannt, wo er bey einem Versuche der Flucht elend zu Grunde gieng.

Das Clima des Landes ist zwar veränderlich, im Ganzen genommen aber der Gesundheit sehr zuträglich. Der Frühling und der Herbst gleichen unserm Sommer, und die Luft ist immer hell und heiter. Auf den Gipfeln der Berge, welche die Gränzen der Niederlassung bilden, erblickt man manchmal Schnee, aber Eis ist etwas Ungewöhnliches. Man findet in den Ebnen, und in den Wäldern, welche von den schönsten Vögeln bewohnt werden, Producte verschiedener Art. Bäume, Hecken und Pflanzen sind immer grün, und das Geranium, dessen man sich an vielen Orten zu Hecken bedient, verbreitet die herrlichsten Wohlgerüche. Das Korn wird im Merz und

April gesäet, und im November und Dezember geerntet. Zuweilen säet man in dem nemlichen Monate, wenn die Felder noch voll Stoppeln sind, den Mais, um eine doppelte Ernte zu erhalten. Melonen giebt es im Ueberfluß, und sehr köstliche Erdbeere. Man findet in der Colonie Topase, welche den Brasilianischen vorgezogen werden, und in dem Thierreich hat man zwey neue Thierarten entdeckt. Das eine, welches Coula genannt wird, gehört in die Klasse der Faulthiere. Es nährt sich von Baumblättern, vorzüglich von jenen des Gummibaums, und verläßt den Baum niemals, bis es ihn ganz entblättert hat. Das andere ist eine Art Hyäne, welche den Schafen und dem Geflügel sehr gefährlich ist, an Menschen aber sich nicht wagt.

Die Landeseinwohner leben jetzt mit der Colonie in Frieden, unter sich aber sind sie in beständigem Kriege. Ihr Charakter ist grausam, und hinterlistig. Sie rauben, so bald sie es unbestraft thun zu können glauben, daher es sehr oft der Fall ist, daß man Truppen gegen sie schickt, um sie zu zerstreuen, wenn sie die Pflanzungen zu verwüsten drohen, doch erhalten die Soldaten allemal den gemessenen Befehl, so schonend, als möglich zu Werke zu gehen. Sie sind Feinde aller angestrengten Arbeit, und sehr anhänglich an ihre alte Gewohnheiten. Der Statthalter hatte einen Eingebornen mit sich nach England genommen. Im Anfang schien er Gefallen an den Bequemlichkeiten und der Lebensweise der Europäer zu finden, plötzlich aber wandelte ihn die Sehnsucht nach seinem Vaterlande an. Man brachte ihn zurück, und er nahm in seinen Wäldern die alten Gewohnheiten

wieder an. Man versuchte es, die Eingebornen bey den Arbeiten zu Hülfe zu rufen, aber ohne Erfolg. Sie bedienen sich der Wurfspieße, und sind so geübt, daß sie in einer Entfernung von 50 bis 60 Ruthen das Ziel niemals verfehlen. Im Jahr 1808 wurde das Schiff, The Fly, die Fliege, in eine ferne Bucht getrieben; und schickte ein Boot mit drey Mann an das Land, um frisches Wasser einzunehmen. Man kam überein, daß man, wenn man vom Schiffe aus Versammlungen der Eingebornen entdecken werde, sogleich durch einen Schuß das Zeichen geben solle, damit die am Strande befindlichen Matrosen sich sogleich in das Boot zurück ziehen, und aller Gefahr entgehen könnten. Der vorgesehene Fall trat wirklich ein. Man bemerkte von allen Seiten Eingeborne, welche herzuströmten, und man gab das verabredete Zeichen, allein zu spät. Die Matrosen kamen zwar glücklich in das Boot, und stiessen vom Ufer ab, allein sie wurden alle drey durch Wurfspieße getödtet. Sogleich bemächtigten sich die Eingebornen des Fahrzeugs, besetzten es, und fuhren, begleitet von einer grossen Menge Kähne, nach dem Schiffe ab, um auch dieses zu erobern. Wer weiß, was geschehen wäre, wenn nicht der Kapitän den Anker gekappt hätte, und dem offnen Meere zugesegelt wäre?

Die Bevölkerung der Colonie belief sich 1811 auf 10,000 Menschen, von welchen zwey Drittheile sich selbst ernähren, der Ueberrest aber von der Regierung unterhalten werden muß. Die Besatzung besteht aus einem, dem 102. Regiment, und einer Abtheilung bewaffneter Bürger. Es werden jährlich ungefähr 12000 Morgen Landes mit Korn besäet, und

man zählt 1000 Pferde, 10 000 Stücke Hornvieh, 40,000 Schaafe, 30,000 Ziegen, 25,000 Schweine ꝛc. Man findet schon mehrere Fabriken in Tuch und Leinwand, Gerber, Töpfer, und einige grosse Bräuereien. Die Läden sind gut versehen, und Mode und Putzwaren finden sichern Absatz. Man sieht daher, daß die Ansiedlung seit 1800 sich ansehnlich hob. Die Anzahl der Verurtheilten, welche zur öffentlichen Arbeit, und zum Dienst der Regierung gebraucht werden, vermindert sich zusehends, und zwar aus verschiedenen Ursachen. Viele sterben, einige werden wegen guter Aufführung frey gegeben, andere haben ihre Strafzeit ausgestanden, und dann haben die Pflanzer die Bewilligung, sich Sträflinge zu ihrem Dienste aussuchen zu dürfen. Die Arbeitezeit der Sträflinge, welche für die Regierung arbeiten, ist von dem Aufgang der Sonne an, bis 8 Uhr, und dann von 9 Uhr an bis 3 Uhr Nachmittags.

Die Mumien in Egypten,
ein
Beitrag zur Geschichte dieses Landes.

Die Leser wissen, daß man unter diesem Namen jene ausgetrockneten, durch künstliche Zubereitung vor der Verwesung bewahrten menschlichen Körper versteht, welche man in verschiedenen Ländern, vorzüglich in Egypten findet, und es wird ihnen vielleicht angenehm seyn, etwas Näheres hierüber zu erfahren. Der Bericht, welcher hier mitgetheilt wird, ist aus

einer Schrift entlehnt, welche Hamilton 1809 in London unter dem Titel bekannt machte: Bemerkungen über verschiedene Theile der Türkey.

In dem ersten Theile seiner Schrift handelt der Verfasser von dem alten und neuern Egypten, nach an Ort und Stelle in den Jahren 1801 und 1802 gemachten Beobachtungen, und im II. Kapitel von den Mumien. Nachdem die Reisenden einige Pyramiden betrachtet, und untersucht hatten, kamen sie endlich an die grosse Ebene, in welcher die Mumien gefunden werden, und welche sich weit in Lybiens Wüsten erstreckt. Sie hofften, vielleicht eines dieser unterirdischen Gewölbe noch unversehrt zu finden, allein die Araber, welche sie zu Wegweiser genommen hatten, wußten keine nachzuweisen, und man mußte sich daher damit begnügen, Gewölbe zu besuchen, welche schon längst geöffnet und durchwühlt wurden. Es herrscht der allgemeine Wahn, daß die Mumien Gold und Kostbarkeiten bey sich haben, und sobald ein Gewölbe entdeckt wird, so wird es durchwühlt. Die Bekleidung, in welche die Körper eingehüllt sind, wird abgerissen, die Körper selbst zerstümmelt, und dann von den Arabern in Cairo heimlich an irgend einen kauflustigen Europäer verkauft.

Das Gewölbe, in welches die Reisenden hinabstiegen, war ein Viereck von ungefähr 30 Fuß. Man bemerkte eine mit Sand verstopfte Oeffnung, welche zu einem zweyten, und vielleicht von da, zu noch andern tiefern Gewölben führte. An das Gewölbe stieß ein langer schmaler Gang, an dessen Ende ganze Haufen Bänder, und Stücken lagen, in welche die hier gefundene Mumien einst eingehüllt waren. In

einem daran stossenden kleinern Gewölbe fand man zerbrochene Knochen und Harz und Erdpech, welches zum einbalsimiren der Körper gebraucht wurde. In dem Felsen waren mehrere 2 Fuß breite, und 7 Fuß lange Oeffnungen, in welchen die Körper wagerecht lagen. Die Mumien um Memphis fanden die Reisenden nicht so fest und dichte, als jene, welche sie früher in Theben gesehen hatten. Die Farbe der Knochen indessen, und des Fleisches, war sehr gut erhalten. Dieser Unterschied mag wohl daher kommen, daß es verschiedene Arten gab, die Körper zu balsamiren, und die grössere oder kleinere Dichtigkeit derselben von den Ingredienzien abhängt, welche man dazu verwendete.

Die Gewohnheit der Egyptier die Körper der Verstorbenen zu balsamiren, mag wohl den Grund in zwey verschiedenen Ursachen haben, nemlich in ihrem religiösen Begriffe, und dann, in der natürlichen Beschaffenheit des Landes. Da sie glaubten, daß die Seele nach dem Tode noch immer in einer gewissen Verbindung mit dem Körper bleibe, welchen sie im Leben bewohnte, so mußte ihnen daran gelegen seyn, diese Körper vor der Verwesung zu bewahren, daher auch Herodot sagt, daß die Egyptier die Körper der Verstorbenen balsamirten, um zu verhindern, daß sie von den Würmern verzehrt würden. Egypten wird bekanntlich zum grossen Theil alle Jahre von den Gewässern des Nils überschwemmt. Man durfte daher die Körper der Verstorbenen nicht in diesen feuchten Boden begraben, weil dadurch schädliche Ausdünstungen, und Krankheiten entstanden wären. Es blieb also kein anderes Mittel, als sie in der Wüste, oder

in den Felsen zu begraben. Der Weg dahin war aber weit, und oft durch die Ueberschwemmungen unterbrochen. Wollten sie nun die Körper bis zur gelegnen Zeit in den Häusern aufbewahren, so würden diese unter dem brennenden Himmelsstriche bald in Verwüstung übergegangen seyn, und ebenfalls ansteckende Krankheiten verursacht haben. Sie mußten daher Körper durch künstliche Mittel zu erhalten suchen, um sie dann in den Catacomben oder Todtengewölbern niederzulegen.

Die ältern Schriftsteller haben uns keine deutliche Beschreibung von den verschiedenen Arten hinterlassen, wie die Körper zubereitet wurden, um sie unversehrt zu erhalten, wenigst haben sie diesen Gegenstand nicht wissenschaftlich, und chemisch behandelt. Es scheint indessen, daß der Salpeter, welcher durch Egyptens Lage so häufig gebildet wird, daß er fast in allen Gebäuden, an allen Mauern, krystallartig anschießt, vorzüglich dazu gebraucht wurde. Die Alten kannten sehr gut die Eigenschaft des Salpeters, die Körper zu reinigen, und zu trocknen. Herodot und Diodor, welche beyde von diesem Gegenstande handeln, kommen darin überein. Ersterer sagt, daß der Salpeter 70 Tage hindurch in den Körpern erhalten werde, und letzterer, daß man 30 Tage dazu gebrauche, um die Körper mit Spezereien und Wohlgerüchen anzufüllen. Es scheint daher, daß ein Zeitraum von 100 Tagen erfodert wurde, um einen Körper zuzurichten.

Man fieng damit an, das Gehirn und die Ingeweide aus dem Körper zu nehmen; dann wendete man den Salpeter an, um den Körper zu reini-

gen, und ließ ihn einige Zeit in den Körper, damit er das Fett, und die Lymphe verzehre und austrockne; endlich füllte man alle hohlen Theile mit verschiedenen trocknenden Materien, je nachdem man die Zubereitung des Körpers mehr oder weniger kostspielig machen wollte. Reiche, spritzten Myrrhen, Zimmt ꝛc. ein, und bedienten sich köstlicher aromatischer Kräuter, und Specereyen. Weniger Vermögende gebrauchten zur Zubereitung ihrer Todten den Zedersaft, welcher eine Art Balsam, oder weichen Harzes liefert. Dieser Saft hat eine austrocknende Eigenschaft, daher er sehr geeignet ist, die Körper vor Fäulniß zu bewahren. Alle andere Gegenstände aber frißt er an, daher man die Bänder, und Baumwollenzeugen, in welchen die Mumien eingehüllt sind, sehr oft verbrannt, und verkohlt findet. Die ärmste Klasse der Menschen gebrauchten einen Aufguß von Cassia und Senes. Die Eigenschaft dieser in Egypten und den dortigen Ländern einheimischen Pflanzen ist, daß sie reinigen und trocknen.

Wenn nun die Körper trocken, und hinlänglich gereinigt waren, so wurde jedes Glied, und dann der ganze Körper in Bande, oder Baumwollenzeuge eingehüllt, welche mit einem aus der egyptischen Acacia gezogenen, harzigen Saft bestrichen waren. Es gab Gesetze und Vorschriften, wie die Hände, und die Füsse, dem Geschlechte und Stande des Verstorbnen zu Folge, gelegt werden mußten. Die Körper wurden gewöhnlich von den Verwandten in eine Küste gelegt, auf welcher das Bild des Verstorbenen zu sehen war, und diese Kisten wurden dann aufrecht hingestellt, und mit Ehrfurcht bis zur Beise-

tzung, welche oft mehrere Monate nachher statt fand, in den Häusern aufbewahrt. Diese Kisten scheinen von dem Holze des Feigenbaums gemacht zu seyn, und waren fast immer noch gut erhalten. In einigen Gegenden, besonders in der Nähe von Theben, bediente man sich, vermuthlich des Holzmangels wegen, Kisten, welche aus Baumwollenzeuge verfertigt wurden. Man tauchte nemlich den Zeug in einen harzigen Saft, welcher in der Landessprache Sount genannt wurde. Zwanzig und mehr solcher Blätter von Zeug wurden auf einander gelegt, und so gepreßt, daß sie kaum die Dicke eines halben Zolles hatten. Sie erhielten dadurch eine solche Festigkeit, daß sie wie Holz verarbeitet werden konnten. Nach dem Zeugniß Herodots und anderer Schriftsteller scheint es, daß die Krieger sich ehmals so beharzter Leinwand bedienten, um sich Panzer und Bruststücke daraus zu machen. Die aus dieser Leinwand gemachten Kisten, oder Särge, wurden aussen nochmal mit einer harzigen Materie bestrichen, und Figuren, und Schriftzüge darein gegraben.

Nachrichten aus dem Innern
von
Brasilien.

Herr John Mawe, der Verfasser der Mineralogie von Derbyshire, machte im J. 1804 in commerzieller Hinsicht eine Reise nach dem südlichen Amerika, und vorzüglich nach Brasilien. Wir

entlehnen die Nachrichten, welche wir hier den Lesern bekannt machen aus einem Werke, welches er 1812 unter dem Titel: Reisen in das Innere von Brasilien bekannt machte. Die englischen Kaufleute hegten grosse Hoffnungen von dem Handel nach den spanischen Besitzungen in Amerika. Hunderte strömten nach Rio de la Plata hin, und machten bedeutende Speculationen, welche aber, als die Unternehmung auf Buenos Ayres fehlschlug, und Monte-Video, samt andern weggenommenen Plätzen, den Spaniern wieder zurückgegeben wurde, größtentheils vereitelt wurden. Das Schiff, auf welchem Mawe sich befand, wurde in dem Hafen zu Monte-video angehalten, und die Besatzung gefangen genommen. Als nachher die Engländer den Platz wegnahmen, folgte Mave dem General Whitelocke nach Buenos-Ayres, und gieng, als die Unternehmung fehlschlug, nach Rio-Janeiro. Er wurde von dem Prinz Regenten nachdrücklich empfohlen, und erhielt die seltene Erlaubniß, als Naturkundiger Brasilien zu durchstreifen, und die Gold und Diamantengruben zu besuchen.

Von Monte-video giebt Mave folgende Beschreibung: Die Stadt, welche 15 bis 20,000 Einwohner hat, liegt auf einer Anhöhe, einem Berge gegenüber, auf welchem ein Beobachtungsposten unterhalten wird, von welchen sie in ihren Namen erhielt. Sie ist gut gebaut, und ihr Hafen ist der beste an dem Platafluß, grosse Schiffe sind indessen bey lang anhaltendem, und heftigem Nordostwind nicht ganz sicher in demselben. Die Häuser sind von Backsteinen, und meist nur einen Stock hoch, doch gibt es auch sehr grosse

und schöne Gebäude, unter andern die Domkirche, das Rathhaus ꝛc. Da die Strassen nicht gepflastert sind, so hat man immer von Koth, oder von Staub zu leiden. Das Clima ist mehr feucht, als trocken, und in den Wintermonaten, Juny, July und August, herrschen oft heftige und kalte Winde. Die Hitze ist im Sommer drückend, und Schwärme von Moskito's füllen die Luft, und quälen die Einwohner. In der trocknen Jahreszeit fehlt es nicht selten an Wasser, welches für den Bedarf der Stadt zwey Meilen weit hergeleitet werden muß. Die Lebensmittel sind im Ueßerfluß und wohlfeil, vorzüglich das Ochsenfleisch, das Schweinefleisch hingegen ist schlecht, und kaum eßbar. Man findet allerwärts in den Strassen, und in den Umgebungen der Stadt, Knochen und rohes Fleisch umherliegen, durch welche eine Menge von Insekten, und Raubvögeln herbeigezogen werden. Die Umgebungen der Stadt sind angenehm gelegen, aber schlecht bebauet. Die vorzüglichsten Handelsartikel dieses Platzes sind rohe Häute, Unschlitt, und trocknes Ochsenfleisch, wovon die ersten Gegenstände nach Europa, der letztere aber nach den Antillen, und vorzüglich nach der Havannah verführt werden. Vor der Besitznahme durch die Engländer gab es wenig reiche Einwohner in Monte-video, durch die verunglückten Spekulationen derselben aber bereicherten sich viele, indem nach der Zurückgabe dieses Platzes an die Spanier die aufgehäuften englischen Waaren um jeden Preis losgeschlagen wurden.

Als der englische General Beresford auf dem Plataſluß ankam, wurden die Gefangenen in das Innere des Landes gebracht, u ndMave hatte die Gelegen=

heit, Beobachtungen anzustellen. Die Viehzucht ist ein Hauptgegenstand, und man findet im Innern des Landes grosse Güter, auf welchen 60,000 und mehr Stücke Vieh gehalten werden. Man macht indessen weder Butter noch Käse, und das Vieh wird blos der Häute, des Fleisches, und des Unschlitts wegen gehalten. Die Einwohner essen dreimal des Tages Fleisch, und zwar oft ohne Brod und Salz, welches sicherlich viele Krankheiten verursachen würde, wenn sie sich nicht eines bittern Getränkes bedienten, welches durch Aufguß, wie bey dem Thee, von einem Kraut, Matte genannt, bereitet wird, welches aus Chili und Paraguai eingeführt wird, und ein wichtiger Handelsartikel ist. Das Fleisch wird gewöhnlich an einem schief über das Feuer eingesteckten eisernen Stab gebraten, und das abträufende Fett dient dazu, das Feuer zu unterhalten, weil Holz und andere Brennstoffe sehr selten sind. Die Hirten kommen aus Paraguai, und werden Peons gennant. Sie haben eine ausserordentliche Fertigkeit, das Vieh zu zähmen, und in Ordnung zu halten. Fünf bis sechs solcher Menschen besorgen oft eine Heerde Hornvieh von mehr als 10,000 Stücken. Sie verstehen es, das Vieh mit Schlingen zu fangen, und in kurzer Zeit, besonders die Pferde, zahm zu machen, und zur Arbeit abzurichten. Die Pferde des Landes sind vortreflich. Man gebraucht sie gewöhnlich nur einige Tage zur Arbeit, und läßt sie dann wieder einen Monat, und länger auf die Weide gehen. Ein gut abgerichtetes Pferd gilt gewöhnlich 5 bis 7, und Hornvieh 2 bis 3 Dollars. Schaafe giebt es wenige, und man ißt ihr Fleisch nicht. Im Innern des Lan-

des irren grosse Heerden Hornvieh im wilden Zustande umher. Sie sind dunkelbraun, erhalten aber, wenn sie gezähmt werden, und sich als Hausthiere fortpflanzen, eine hellere Farbe. Die Peons oder Hirten wohnen in elenden Hütten umher. Sie haben wenig, oder keine Weiber bey sich, und sind eines ernsten und düstern Charakters. Sie kommen gewöhnlich erst im Mannesalter aus ihrem Vaterlande, und leben dann einsam und zerstreut bey ihren Heerden.

Der Boden ist fruchtbar, und man findet da nicht nur alle Arten der Südfrüchte, sondern die Erzeugnisse der gemäßigten Himmelsstriche, als Aepfel, Pfirsiche rc. gedeihen sehr gut, allein die Menschen sind zu nachlässig, und zu träge, um sie zu pflanzen und zu warten. Man gab sich schon alle Mühe, die Kartoffeln da einheimisch zu machen, welches sicher für die ärmere Classe der Einwohner eine große Wohlthat wäre, allein diese haben eine unüberwindliche Abneigung dagegen. Auch sind die Landeseinwohner größtentheils arm, und von allem entblößt. Sie gehen baarfuß, und ein Hemd, und lange Hosen von Baumwollenzeug sind ihre ganze Bekleidung.

Ein so schlecht bebautes Land muß nothwendig von wilden Thieren wimmeln. Man findet da Löwen, Tieger, und Hyänen, doch greifen sie, da sie sonst Nahrung genug finden, Menschen selten an. In den Wäldern findet man eine Art wilder Schweine, deren Fleisch sehr schmackhaft ist, wenn man Sorge trägt, ihnen einen Beutel, welchen sie auf dem Rücken haben, sogleich abzunehmen. Vernachläßigt man dieses, so verbreitet sich sogleich nach dem Tode des Thieres ein so widerlicher Geschmack, daß das

Fleisch

Fleisch desselben durchaus ungenießbar wird. Es gibt da noch ein kleineres Thier, welches dem Kaninchen gleicht, und von den Einwohnern Zurilla genannt wird. Dieses hat ebenfalls die Eigenschaft, wenn es verfolgt wird, einen so stinkenden Saft auszuspritzen, daß die Häuser sogar dadurch auf lange Zeit unbewohnbar werden. Die verschiedenen Gattungen der Vögel sind unzählbar, vorzüglich gibt es viele Adler und andere Raubvögel. Die Bäume wimmeln von den buntesten Papageyen, und die Steppe von Rebhühnern, Gänsen, Enten, Truthähnen und Straussen, welche, wenn sie jung sind, vortreflich schmecken. In den Flüssen findet man Schildkröten, Muscheln aller Art, und viele Arten wohlschmeckender Fische.

Von Buenos-Ayres, wohin der Verfasser den englischen General begleitete, machte er folgende Beschreibung. Die Stadt zählt, mit ihren Vorstädten, ungefähr 60,000 Einwohner, und das Verhältniß der Männer gegen die Weiber steht, wie 4 gegen 1. Das Land ist schwach bevölkert, welches grossen Theils daher kömmt, daß die Einwohner den Ehestand scheuen, und ihn als die Quelle grösserer Armuth und Elendes betrachten. Man findet ungeheure Strecken Landes, auf welchen kaum 100 Menschen leben. Man kann die Einwohner in sechs verschiedene Klassen eintheilen, nemlich: 1) Spanier und andere Europäer; 2) Abkömmlinge von diesen, welche Creolen genannt werden; 3) Mestizen, welches Abkömmlinge von Europäern mit Eingebohrnen des Landes sind; 4) Die Eingebohrnen; 5) Die farbigen Leute, welche Abkömmlinge von Europäern mit Afrikanern sind; 6)

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Mulatten in verschiedenen Abstufungen. Alle diese Menschen verheurathen sich ohne Unterschied unter einander, welches sehr weise ist, weil dadurch das Interesse der verschiedenen Klassen enger zusammenschmelzt, und jene gewaltsame Trennungen verhindert werden, welche auf St. Domingo, und an andern Orten schon so viel Blut gekostet haben.

In der Stadt unterscheidet man vorzüglich: 1) Die Kaufleute. So nennt man da alle Menschen, welche kaufen und verkaufen, vom Groshändler an, bis zum kleinlichsten Krämer, welcher seine Bude an der Strasseneke aufschlägt. Die grössern Geschäfte werden meist von Fremden betrieben, denn die Spanier halten es unter ihrer Würde, und sind auch unfähig dazu. Einige Creolen widmen sich den Geschäften, und zeigen viele Anlage. Sie gehen langsam, aber sichern Schrittes. Zu den Kleinhändlern gehören vorzüglich die Pulperos, die Magazin- und die Budenhändler. Die erstern verkaufen Wein und Branntwein im Kleinen, und man findet bey ihnen noch Brod, Salz, Lichter, Holz 2c. Bey ihnen versammeln sich gewöhnlich die Müßigen der Stadt, und man findet in Buenos-Ayres mehr als 600 solcher Pulperos. Die Magazinhändler verkaufen Glas, Porzellain und Töpferwaaren, Gewürze samt einigen andern Consumtionsartikeln, und vorzüglich rohe Materien für die Fabricken des Landes. Bey den Budenhändlern findet man baumwollene, wollene, seidene und andere Zeuge, Hüte, und andere zur Kleidung gehörende Gegenstände. Diese, und besonders jene, welche den Handel mit Lima, Peru, Chili, Paraguai unterhalten, und dort ihre Faktoren haben,

machen oft sehr bedeutende Geschäfte. Zu den Kaufleuten kann man endlich auch noch die Monopolisten rechnen, welche die Lebensmittel, die aus dem Innern kommen, im Grossen aufkaufen, und ungeheuer dabey gewinnen. 2) Die Häuser und Güterbesitzer. Diese sind größten Theils Creolen, weil die Spanier nicht gerne ihr Geld in liegende Gründe verwenden. Uebrigens tragen die Grundstücke so wenig, daß ein Mann, welcher ein Gut 20,000 Piaster an Werth besitzt, kaum von dem Ertrage desselben leben kann. Der Ackerbau befindet sich in dem elendesten Zustande, und wird wenig begünstigt. Die Landbebauer werden Quinteros genannt. Sie leben unter dem Drucke, und werden verachtet. 3) Die Künstler und Handwerker. Die Arbeiter sind farbige Leute, und die Meister durchaus Fremde, größtentheils Genueser, denn die Spanier verachten die Handarbeit, und schämen sich mit Negern und Mulatten in Gemeinschaft zu arbeiten. Die Sackträger, deren es eine grosse Anzahl gibt, sind eine grosse Plage der Stadt. Sie sind dem Trunke und dem Spiel ergeben, und es hält schwer, diese Menschen im Zügel zu erhalten. 4) Die Beamten aller Art. Es versteht sich, daß die Spanier die einträglichsten Stellen bekleiden, und andere für sich arbeiten lassen. Man könnte diese Menschen als unnütz betrachten, wenn sie nicht ihre ansehnlichen Gehalte im Lande verzehrten. 5) Das Militär. Vor dem Einfall der Engländer kannten die Offiziere den Geist des Ruhms nur sehr wenig. Sie trachteten blos eine Stelle an der portugiesischen Gränze zu erhalten, um sich da durch den

Schleichhandel zu bereichern. Die Soldaten waren schlecht geübt, eben so schlecht bezahlt, und noch schlechter gekleidet. Die Regierung unterhielt ein Regiment Infanterie, welches 1200 Mann stark seyn sollte, aber kaum 600 Mann stark war, ein Regiment Dragoner, zwey Regimenter schwere Reuter, und zwey Compagnien Artillerie. Bey dem Ausbruch der Feindseligkeiten wurde das Militär bis auf 9000 Mann vermehrt. 6) Die Geistlichkeit, welche ungefähr aus 1000 Menschen besteht. Der Verfasser rühmt sehr die Weltgeistlichen ihres Wandelswegen, von den Mönchen aber behauptet er, daß sie dem Müßiggang fröhnen, und den Aberglauben zu befördern suchen. Das Volk, sagt er, ist sanft und gut. Unter einer andern Regierung könnte es ein Muster für andere Länder werden, allein die Sitten sind sehr verdorben, und man ergreift gewöhnlich verkehrte Mittel, um dem Uebel zu steuern. Man schließt das Gift in den Körper ein, statt dasselbe nach und nach aus demselben zu entfernen. Man eifert sehr gegen öffentliches Aergerniß, aber die Zügellosigkeit in den Familien wird geduldet, und die Ruhe und das Glück derselben wird oft durch die gestört, welche Rath und Trost dahin bringen sollten.

Als die Engländer Buenos-Ayres und Montevideo zurückgeben mußten, schiffte sich Mave nach Brasilien ein. Er fuhr längs der Küste hin, kam an mehrere Inseln, und an der starken Festung Santa-Cruz vorüber, und lief in den Hafen der Insel St. Katharina ein. Es ist ein Freyhafen, und für die größten Schiffe bey jeder Jahreszeit vollkommen sicher.

Die Stadt gleichen Namens, liegt auf einer Anhöhe, und bietet einen lieblichen Anblick dar. Sie enthält ungefähr 6000 Einwohner, und hat wenig Handel. Nichts destoweniger ist sie ein sehr angenehmer Aufenthalt, weil vermögliche Kaufleute, welche den Geschäften entsagt haben, und Schiffskapitäne, welche ihr Alter nach überstandenen Mühseligkeiten in Ruhe zubringen wollen, daselbst wohnen, und weil der Hafen von den Schiffen, welche von Bahia, Fernambuc rc. herkommen, und nach dem Platafluß gehen, häufig besucht wird. Man findet da Künstler und Handwerker aller Art, und die Märkte sind reichlich mit allem versehen. Das Clima der Insel ist heiter und gesund, da die Hitze durch die Seewinde gemäßigt wird. Vom September an bis März herrschen die Nordostwinde, daher dann eine Fahrt nach Norden sehr langsam und beschwerlich ist. Die Insel, welche in 4 Kirchsprengeln 30,000 Einwohner zählt, wird von Bergen durchschnitten. Die Thäler sind angenehm und fruchtbar, doch gibt es auch viele sumpfige Gegenden, in welchen Reis gebaut wird. Uebrigens wird Mais, Maniok, vortreflicher Kaffee gebaut, auch Indigo, aber nur sehr wenig. Pomeranzen und andere vortrefliche Früchte gibt es in Menge, und Blumen aller Art blühen das ganze Jahr hindurch. Der Hanf, welcher auf dieser Insel gebaut wird, ist vorzüglich geschätzt. Die Flüsse und die Küste wimmeln von vortreflichen Fischen, das Fleisch aber ist schlecht und unschmackhaft. Von Vögeln findet man viele Arten, vorzüglich Raubvögel, Kraniche, Papagayen, und Colibris. In den Wäldern sind viele Affen, aber auch viele schädliche Thie-

re, unter welchen sich die Corallenschlange ihrer Schönheit wegen auszeichnet.

Während seines Aufenthalts auf der Insel machte Herr Mave mehrere Ausflüge auf die nahe gelegene Küste des festen Landes. Bey dem Dorfe Armasas ist ein Posten für den Wallfischfang, welche ehedem an dieser Küste sehr häufig waren. Es war nichts seltenes 3 bis 400 Wallfische in einem Jahre zu fangen. Die Vorrichtungen hiezu sind vortreflich. Es befinden sich da 27 Kessel zum Aussieden des Fetts, und der Behälter, in welchen der Thran geleitet wird, ist so geräumig, daß ein Kahn mit Ruder darin umher fahren kann. Jetzt sind die Wallfische indessen seltener geworden. Diese Küstenbewohner sind sehr sinnreiche Menschen. Sie bauen ihre Häuser selbst, und wagen sich mit ihren Kähnen tief in die See. Eine weite Ebene erstreckt sich von der Küste landeinwärts bis zu einer Kette von Bergen, deren einige 4000 Fuß über die Meeresfläche erhaben sind. Der Boden ist fruchtbar, und die vortreflichsten Trauben, Pfirsiche, Aepfel, Oliven und andere Früchte gedeihen fast im wilden Zustande, weil die Viehzucht der Hauptgegenstand der Beschäftigung ist. Man zieht da zahlreiche Heerden, welche dann nach Rio-Janeiro, S. Paul, und andere Städte Brasiliens gebracht werden. Die Bevölkerung der Küste ist nicht beträchtlich, und kaum hinreichend, die Menge Viehes zu besorgen, welches grossen Theils von dem Mangel der Strassen, und nöthiger Verbindung mit dem Innlande herkömmt. An der Strasse, welche nach S. Paul führet, welche Stadt ungefähr 80 Meilen entfernt liegt, ist die Bevölkerung stärker, und

auf halbem Wege dahin, befinden sich reichhaltige Eisenbergwerke, welche aber nicht bebaut werden. Gegen Norden ist das Land mit Waldungen bedeckt, welche für Brasilien von grosser Wichtigkeit sind. Das Holz, welches zu dem Schiffsbau verwendet wird, ist härter und dauerhafter, als das europäische, und man baut da Schiffe von jeder Grösse, welche nach Rio = Janeiro, Bahia und Fernambuc gehen. Die Waldungen liefern Maste für die Schiffe, und die Fichten sind reichhaltig an vortreflichem Harz, welches in der Folge ein beträchtlicher Handelsartikel werden kann.

Als der Verfasser die Insel verließ, fuhr er längs der Küste hin nach der Bucht von Santos. Der Hafen ist bequem und vollkommen sicher. Er wird von zwey Forts beschützt. Die Stadt Santos, welche 4 Meilen einwärts liegt, ist eine der ältesten europäischen Niederlassungen in Brasilien, und für den Handel sehr wichtig, da sie die Niederlage der Statthalterschaft von S. Paul, und der Sammelplatz aller Schiffe ist, welche nach Rio de la Plata Handel treiben. Die spanischen Besitzungen beziehen von Santos Zucker, Kaffee, Rhum, Reis, Indigo ꝛc., und die Portugiesen erhalten dagegen Häute und Talg, welche sie nach Europa ausführen. Da aller Handel von S. Paul über Santos geht, so ist die Strasse zwischen beeden Städten immer sehr lebhaft. Es kommen alle Tage mehrere hundert beladene Maulesel zu Santos an, welche die Erzeugnisse des Innlandes dahin bringen, und Eisen, Salz und europäische Manufakturwaaren dafür zurücknehmen. Der Fluß kann 20 Meilen aufwärts, nemlich bis Cuba-

ton, wo ein Militärposten ist, befahren werden. Santos ist gut gebaut, und die Einwohner, ungefähr 6000 an der Zahl, sind größten Theils Kaufleute, Künstler und Handwerker. Die Lage, weil sie niedrig und feucht ist, ist nicht die gesündeste.

Herr Mave beklagt sich sehr über Mangel an Gastfreundschaft zu Santos, daher er auch diesen Ort bald verließ, und die Reise nach S. Paul antrat. Von Cuberton an geht der Weg immer Berg an, und man hat einige Stunden zu steigen, ehe man den Gipfel des Berges, welcher 6000 Fuß über die Meeresfläche erhaben ist, erreicht. Von da an senkt sich der Weg in einen sanften Abhang. Man bedient sich zur Reise der Maulesel, welche einen sichern und sanften Schritt gehen. S. Paul liegt auf einer Anhöhe, und wurde von den Jesuiten gegründet. Wahrscheinlich wählten sie diesen Ort zu ihrer Anlage, der gesunden Luft, und der Nähe der Goldbergwerke wegen. Der Fahr. Thermometer steht gewöhnlich zwischen 50 und 80°, und die Regenzeit ist weder heftig, noch anhaltend. Die Abende sind indessen kalt, und man ist nicht selten genöthigt, zu der Kohlenpfanne seine Zuflucht zu nehmen. Die Stadt zählt ungefähr 20,000 Einwohner, und 13 Kirchen und Klöster, welche, so wie die Häuser, von Erde gebaut sind. Obwohl es in dem Lande Thon gibt, so werden doch keine Backsteine gemacht, und man schichtet in Modeln die Erde auf einander, befeuchtet sie, und schlägt sie dann fest. An der Luft und in der Sonnenhitze erhalten diese Erdmauren eine solche Festigkeit, daß es Häuser gibt, welche 100 und mehr Jahre stehen. Die Dächer reichen weit in

die Strasse hervor, um die Mauren von der Feuchtigkeit zu bewahren, und sind mit Hohlziegeln gedeckt. Der Charakter der Einwohner ist sanft, und verträglich. Man wird da nicht, wie in den spanischen Besitzungen, seiner politischen oder religiösen Meinungen wegen verfolgt, und, wenn man nur nicht zu öffentlich sich auszeichnet, kann jeder Fremde leben, wie er will. Es dringen indessen wenig Fremde bis in das Innere von Brasilien, weil es schwer hält, von der Regierung die Erlaubniß hiezu zu erhalten, und man ohne diese allerwärts angehalten wird.

Die Fruchtbarkeit des Bodens ist groß, allein der Ackerbau wird noch sehr vernachläßigt. Man beschäftigte sich anfänglich blos mit den Bergwerken, und daher entstand das Vorurtheil, den Feldbau, und jede andere Beschäftigung zu verachten. Das Land fängt indessen an, minder reichhaltig an Metallen und Edelsteinen zu werden, und die Einwohner werden in der Folge von selbst genöthigt werden, den Ackerbau sorgfältiger zu betreiben. Die Regierung bewilligt jedem, welcher sich niederlassen will, eine Strecke Landes zu den billigsten Bedingnissen. Jene Gegenden sind die gesuchtesten, welche an einem Flusse, oder an einer Strasse liegen, daher sie auch die bevölkertesten sind. Hat ein Kolonist eine Strecke Landes erhalten, so fängt er damit an, sich eine Hütte zu bauen, welche von Fachwerk, welches mit Erde ausgefüllt wird, gemacht wird, und da man keine Schornsteine hat, und sich des grünen Holzes bedient, so ist bald alles vom Rauch geschwärzt. Er schaft sich so viel Neger an, als es seine Umstände

erlauben, und diese hauen die Bäume, und das Gesträuch nieder, welches auf dem Platze verbrennt wird. Es hängt die folgende Fruchtbarkeit davon ab, daß alles gut in Asche verwandelt, und diese mit dem Erdreich vermischt werde. Man säet Mais, Erbsen und Bohnen, und pflanzt vorzüglich den Manir, welcher die Stelle des Brodes vertritt. Reichere Landeigenthümer bauen auch Zuckerrohr, und legen die zur Fabrikation nöthigen Gebäude an. Die Viehzucht ist in diesen Gegenden sehr vernachläßigt. Die Einwohner verstehen den künstlichen Futterbau nicht, und vernachläßigen es, sich für die Regenzeit mit dem nöthigen Futter für ihr Vieh zu versehen, daher oft der größte Mangel entsteht. Thun sie es auch, so sind ihre Vorrathshäuser in dem schlechtesten Zustande. Da liegt alles, Kaffee, Baumwolle, Mais, Erbsen, Heu und Stroh in grossen Haufen unter einander, werden mit Häuten zugedeckt, und durch die Feuchtigkeit ganz, oder zum Theil verdorben. Die Butter ist ranzig, und der Käs nicht genießbar. In den Umgebungen der Städte ziehen die Einwohner viel Geflügel, und Schweine, um sie auf die Märkte zu bringen, und beschäftigen sich aus der nemlichen Ursache viel mit Baumzucht und Gartenbau. Man mästet die Schweine mit Mais, und das Fleisch ist vortreflich, allein die Einwohner verstehen nicht, es gut einzusalzen. Die Bienenzucht wird stark betrieben, und man findet auch in den Wäldern wilde Bienen, deren Honig und Wachs vortreflich sind. Die Waldungen liefern vortrefliches Holz, und sind von wilden Thieren bewohnt, deren Pelzwerk sehr geschätzt wird.

Herr Mave erhielt die Erlaubniß, das Bergwerk zu Jaragua, das älteste in diesem Lande, zu besuchen. Der Weg dahin gieng durch eine gebirgigte, fruchtbare, aber schlecht bebaute Gegend. Das Bergwerk war vor zweyhundert Jahren das reichste in dem Lande, allein nun ist es ziemlich erschöpft. Das Gold liegt in Schichten von Kiesel auf Granit, und man findet von allen Seiten Gänge, deren einige 100 Fuß lang, 50 breit, und 12 bis 15 tief sind, aber nun ganz vernachläßigt werden. Man beschränkt sich jetzt damit, das Gold, welches man in einer geringen Tiefe in der Erde findet, auszuwaschen. Zu diesem Ende macht man an einem Abhang eine Treppe von mehrern 20 Fuß langen, 3 Fuß breiten, und einen Fuß hohen Stufen, an deren Fuß sich ein tiefer Graben befindet. Ueber diese Treppe nun wird Wasser geleitet, und auf jeder Stufe befinden sich einige Neger, welche mit Schaufeln immer neue Erde und Kies einrühren, so daß alles zu einem Brey aufgelöst wird, welcher sich in dem unten befindlichen Graben sammelt. Dieser Brey nun wird gewaschen, und enthält viele Goldtheilchen, deren einige manchmal so groß und größer als Erbsen sind. Das Waschen geschieht in hölzernen, zylinderförmigen Gefässen, und im fliessenden Wasser. Der Arbeiter dreht sein Gefäß mit grosser Behendigkeit, und macht dadurch, daß die Goldtheilchen ihrer Schwere wegen sich zu Boden setzen. Das Waschen geschieht immer unter Aufsicht, und von dem erhaltenen Golde erhält der Landesherr den fünften Theil. Das übrige gehört dem Eigenthümer, welcher es in grössere oder kleinere Stangen schmelzen,

und mit dem Stempel bezeichnen läßt. Diese Goldstangen vertreten die Stelle des gemünzten Geldes.

Der Verfasser setzte nun seine Reise nach der Hauptstadt von Brasilien fort, und wird nicht müde, den herrlichen Anblick zu schildern, welchen Rio-Janeiro mit allen dieser Stadt umgebenden Landhäusern gewähret. Man wird sich eine Vorstellung der Größe dieser Stadt machen, wenn man bedenkt, daß sie 100,000 Einwohner zählt, und die Häuser doch nur ein Stockwerk haben. Es gibt indessen viele herrliche Gebäude, besonders Klöster und Kirchen. Die Domkirche, welche erst vor einigen Jahren vollendet wurde, ist ein Meisterstück der Kunst. Seitdem der Hof sich diese Stadt zum Aufenthalt gewählt hat, ist viel zum Besten des Landes überhaupt, und vorzüglich der Hauptstadt geschehen, und es steht zu vermuthen, daß Rio-Janeiro bald mit den größten Hauptstädten Europens wetteifern wird. Die Strassen wurden ehemals durch die weit vorragenden Vordächer verfinstert, allein diese wurden auf Befehl des Hofes alle weggenommen. Unangenehm ist es, daß die Strassen keinen Abzug haben, und daher an manchen Orten schlammig und unrein sind, welches der Ausdünstung wegen der Gesundheit sehr nachtheilig ist, und bösartige Krankheiten verursacht. Die Ungesundheit dieser Stadt wird noch manchmal durch Krankheitsstoffe vermehrt, welche die Neger mit sich bringen. Das Wasser für die Stadt kömmt durch kostbare Leitungen von den Bergen, und es ist oft grosser Mangel darin, daher sich manche Menschen von dem Verkauf des Wassers nähren. Die Gasthöfe sind schlecht, und die Miethe der Wohnungen un-

geheuer theuer, die Lebensmittel aller Art hingegen wohlfeil. Die Polizey ist seit kurzem sehr verbessert, und es sind überhaupt viele Verbesserungen getroffen worden. Die Inquisition wurde abgeschafft, und es herrscht, wenn man übrigens nicht öffentlich gegen die Landesreligion anstößt, vollkommne Gewissensfreyheit. Die Gefängnisse sind noch in schlechtem Zustande, doch darf man erwarten, daß in diesem, so wie in manchem andern Stücke, Verbesserungen gemacht werden.

Rio-Janeiro ist in Hinsicht des in- und ausländischen Handels ein äusserst wichtiger Platz. Diese Stadt ist der Hauptmarkt für ganz Brasilien. Die Provinzen, vorzüglich jene, in welchen sich Bergwerke befinden, und welche daher die bevölkertsten sind, bedürfen vieler Einfuhrsartikel, und beziehen ihren ganzen Bedarf aus der Hauptstadt. Sie bedienen sich dazu der Maulesel, welche dann beladen mit Metallen aus den Provinzen zurückkommen. Für den Handel mit dem Auslande ist dieser Hafen der gelegenste, und ganz dazu geeignet, Europa, Amerika, Afrika, Indien, und die Inseln der Südsee durch den Handel zu verbinden. Von dem Platafluß und Riogrande bezieht Rio-Janeiro getrocknetes Fleisch, Häute, Talg, und Getreid; aus den amerik. Freystaaten ebenfalls Fleisch, Mehl, und Theer; aus Afrika Wachs, Oehl, Schwefel, einige Holzarten, und Sclaven, obwohl der Negerhandel jetzt blos auf das Königreich Angola beschränkt ist, und der Prinz Regent seine Absicht äusserte, den Sclavenhandel, so bald es die Umstände erlauben, gänzlich aufzuheben; von der Küste von Mozambique Elfenbein, Eben und

anderes kostbares Holz, Apothekerwaaren, Oehl, Gummi, und verschiedene Wurzeln, ohne den Wallfischfang zu berechnen, welcher an dieser Küste stark betrieben wird. Der Handel mit Indien wird, wenn dem Unwesen der Corsaren, welche von Isle de France aus, denselben oft beunruhigten, gesteuert ist, bedeutend werden. Die Reise dahin ist sicher und kurz. Es giengen schon Schiffe von Rio-Janeiro nach Surate, und kamen von da beladen zurück, in einem Zeitraum von 7 Monaten. Eben so verhält es sich mit China, und es steht zu erwarten, daß dieser Hafen die Niederlage aller indischer, nach Europa bestimmter Waaren werden wird. Das Vorgebirg der guten Hoffnung, und Neuwallis können sich von diesem Hafen aus leicht mit dem Nöthigen versehen, und die Schiffe, welche auf den Wallfischfang nach der Südsee gehen, nehmen hier Branntwein, Wein, Zucker, Kaffee, Taback, Seife und Fleisch mit. Von Portugall bezieht Rio-Janeiro Wein und Oehl, und aus Schweden Eisen, welches seiner Geschmeidigkeit wegen zum Beschlagen der Maulthiere vorzüglich geschätzt wird. Die Ausfuhrartikel aus Brasilien sind nebst dem Gold, und den edlen Steinen, Baumwolle, Zucker, Rhum, Schiffs- und Bauholz, Holz für Künstler, Häute, Talg, Indigo, und sehr viele grobe Baumwollenzeuge, in welche die Peons in den am Platafluß gelegenen Provinzen gekleidet werden. Als der Hof aus Europa nach Amerika wanderte, und Rio-Janeiro zu seinem Aufenthalte wählte, machten die europäischen Kaufleute, vorzüglich die Engländer, ungeheure Spekulationen. Sie überschwemmten Brasilien so sehr mit ausländischen Waaren, daß diese auf-

serordentlich im Preise fielen, daher man auch in Rio-Janeiro und andern Städten dieses Landes die englischen Manufakturwaaren wohlfeiler kaufte, als in dem Mutterlande selbst. Die brasilianischen Landeserzeugnisse stiegen dagegen ungeheuer im Preise, weil alle die fremden Schiffe Rückladung haben wollten, sich einander überboten, und dadurch die Waaren vertheuerten. Das Gleichgewicht wird indessen bald wieder hergestellt seyn.

Herr Mave suchte während seines Aufenthalts in Rio-Janeiro um die Erlaubniß nach, ein Eisenbergwerk öffnen zu dürfen, und stellte die Vortheile vor, welche dieses dem Lande bringen würde. Man verweigerte ihm diese Erlaubniß nicht geradezu, doch äusserte man, daß man wünschte, daß er vorher auf einem Landgut des Prinzen Regenten Verbesserungen nach englischer Art machen, und zugleich ein neu entdecktes Silberbergwerk zu Canta Gallo, welches 40 Meilen von der Hauptstadt entfernt lag, besuchen sollte. Er that es, machte verschiedene Vorschläge, vorzüglich zu Verbesserung der Viehzucht, und Anlegung einer Melkerey, allein man legte ihm so viele Hindernisse in den Weg, daß die Sache nicht zu Stande kam. Er begab sich also 1809 in Begleitung des Professors der Chymie, Herrn Gardener auf den Weg nach Canta Gallo. Die Reise gieng über hohe Berge, und durch fürchterliche Wege. Das Land ist fruchtbar, aber schlecht bebaut. Man findet da wenig Vieh, und vorzüglich wenig Milchkühe, da man sich durchaus der Geismilch bedient. Es gibt in dieser Gegend viele Waldungen, welche das vortreflichste Holz liefern, und die Reisenden fanden auf ihrem

Wege einen Baum, welcher von selbst umgefallen war, und dessen Stamm 75 Fuß in der Länge, und in seiner größten Dicke 6 Fuß 4 Zoll im Durchmesser hatte. Einen Beweis der grossen Fruchtbarkeit des Landes lieferte eine neue Anlage, welche ein Fremder erst seit 5 Jahren gemacht hatte. Man fand da grosse und vortreflich bebaute Maisfelder, welche, es ist fast unglaublich, in guten Jahren die Aussaat 150 bis 200mal geben. Mit Hülfe zweyer Söhne, und 6 Neger, waren 5000 Kaffeebäume gepflanzt, welche herrlich standen, und bereits zu tragen anfiengen. Es fehlt überhaupt nur an Menschenhänden. Die Ureinwohner des Landes, welche sich größten Theils in das Innere des Landes zurückzogen, haben einen unüberwindlichen Abscheu gegen die Arbeit. Man findet selten einen, welcher als Diener, oder Taglöhner sich gebrauchen läßt, und dann auch bleiben diese Menschen immer träge und unbeholfen. Die Gutseigenthümer sind also gezwungen, das Feld durch Neger bebauen zu lassen, und da diese sehr theuer sind, so kann mancher die nöthigen Ausgaben nicht bestreiten, und der Anbau des Landes schmachtet. Welch ein Glück für das Land, wann es der Regierung gelingen sollte, diese Menschen nach und nach an die Arbeit zu gewöhnen. Herr Mave hatte auf seinen Streifereyen Gelegenheit, über die Lebensweise der Ureinwohner sich näher zu unterrichten. Er machte die Bekanntschaft eines ihrer Oberhäupter, welcher einen Handel mit Ipecacuanha trieb, und ihm Aufschlüsse gab. Diese Menschen wohnen in den Waldungen in Hütten, welche sie von Baumzweigen machen, und mit Palmblättern bedecken. Sie leben von

der

der Jagd, und von Wurzeln. Die Männer tragen eine lange Hose, die Weiber ein Hemd, und einen bis an die Knie reichenden Rock. Sie sind stark von Körperbau, kupferfarbig, und haben ein rundes Gesicht, eine breite Nase, und schwarze, straffe Haare. Reinlichkeit ist ihre Sache nicht, und sie verzehren rohes Fleisch, und Geflügel sammt den Ingeweiden. Sie laufen mit grosser Geschwindigkeit, und dringen durch die dicksten Gebüsche. Des Bogens und der Pfeile bedienen sie sich mit solcher Geschicklichkeit, daß sie selten das Ziel verfehlen, und Vögel im Fluge tödten. Ihre Bogen sind aus elastischem Holze, und sehr groß und schwer. Die Pfeile haben 6 Fuß in der Länge, und die Spitze ist von Knochen, oder auch von Eisen. Nach Branntwein sind diese Menschen sehr lüstern. Sie trinken, wenn sie welchen bekommen können, mit Uebermaas, und dann ist es gefährlich, sich ihnen zu nahen. Nach einer beschwerlichen Reise kam Herr Mave endlich in Canto Gallo an. Dieser Ort liegt mitten in Wäldern, welche von den herrlichsten Thälern durchschnitten sind. Man fand ehmals überall Gold, und dieses machte, daß mehrere Glücksritter sich in diese Wälder zurückzogen. Sie legten Goldwäschereyen an, und lebten frey und unabhängig. Als nach mehrern Jahren die Regierung verlangte, daß sie den fünften Theil des gefundenen Goldes abgeben sollten, so weigerten sie sich, und widersetzten sich mit gewaffneter Hand. Man schickte Spionen aus, um ihre Schlupfwinkel aufzufinden, welche sie auch durch das Geschrey der Hähne entdeckten, woher der Ort seinen Namen erhielt. Die Regierung gebrauchte nun Gewalt, ver-

trieb die ungebetenen Gäste, und läßt nun das Goldwaschen auf eigene Rechnung betreiben. Der Ertrag ist indessen so schlecht, daß er kaum die Unkosten deckt, und man fängt an, sich immer mehr auf den Anbau des Landes zu legen. In diesen Gegenden nun sollte ein neues und reichhaltiges Silberbergwerk entdeckt worden seyn. Herr Mave und sein Gefährte Gardener stellten nun ihre Untersuchungen an, fanden aber nirgends Spuren von Silber. Es waren Proben von sandiger Erde nach der Hauptstadt eingesandt worden, welche allerdings Silber enthielt, allein es fand sich bey näherer Beleuchtung, daß ein Betrug zum Grunde lag. Einige unternehmende Köpfe, welche gern die Regierung um die Unkosten prellen, und ihren Nutzen dabey fördern wollten, hatten Silber gefeilt, und unter die Erde gemischt. Sie wurden nach entdecktem Betrug dafür zur Strafe gezogen.

Herr Mave suchte bey der Regierung um die Erlaubniß nach, die Diamantenbergwerke besuchen zu dürfen, und, was noch niemals einem Fremden geschah, er erhielt sie. Man fertigte ihm die nöthigen Päße aus, und die Beamten und Aufseher erhielten die Weisung, nichts vor ihm geheim zu halten. Er erhielt eine Begleitung von Soldaten, welche in diesem Lande durchaus nothwendig ist, und Maulthiere, um die beschwerliche Reise über die Gebirge zu machen. Nach einem Marsche von mehrern Wochen kam er endlich in der ehemals reichsten Provinz Brasiliens, in der Provinz de Minas Geraes, und in der Hauptstadt derselben, Villa ricca, an. Die reichen Goldbergwerke in dieser Provinz wurden von Bewohnern von S. Paul entdeckt, und bearbeitet.

Sie legten eine Strasse von S. Paul bis dahin durch die Gebirge und Waldungen an. Der Ruf von dem Reichthum, welcher da zu erwerben war, verbreitete sich bald allerwärts, und es drängten sich bald Glücksritter von allen Seiten in so grosser Menge herbey, daß die ersten Gründer verdrängt wurden, und es oft zu blutigen Händeln kam. Die Gedrückten wandten sich an den Hof zu Lissabon, und als die Regierung von den ungeheuren Reichthümern benachrichtigt wurden, welche da zu finden waren, so schickte sie den General Albuquerque mit Truppen ab, um Besitz davon zu nehmen. Es wurde 1711 die Stadt Villa ricca erbaut, und das Bergwesen gewissen Gesetzen unterworfen. Der fünfte Theil gehörte dem König, der Ueberrest aber wurde in Stangen geschmolzen, diese gestempelt, und den Eigenthümern überlassen. Im Jahr 1713 betrug die Ausbeute der Bergwerke von Villa ricca 2 1/2 Million Pfund Sterling, und die Art die Bergwerke zu bebauen, war folgende: Man durchbrach die Berge, wie einen Bienenkorb, durch Kanäle nach allen Richtungen. In der Regenzeit durchströmte das Wasser diese Kanäle, spielte sie aus, und führte den Schlamm in die Thäler, wo er dann nach Muße ausgewaschen wurde. Von 1730 bis 1750 waren diese Bergwerke in dem höchsten Flor, und das dem König gehörende Fünftheil betrug 2 Millionen Pf. Sterling jährlich. Seit dem nahm die Ausbeute immer mehr ab, und zwar so, daß viele es vortheilhafter fanden, ihre Kapitalien auf den Ackerbau zu verwenden. Die Stadt Villa ricca ist jetzt schlecht bevölkert, und hat sehr von ihrem ehemaligen Glanze verloren. Die Einwohner sind der Arbeit feind, und

des Müßiggangs gewohnt. Das Gold ist von verschiedenem Gehalte. Einiges ist sehr blaß, und von wenigem Gehalte, welches man der Beymischung von Platina, Silber, und andern Metallen zuschreibt. Man findet Gold zu 16, aber auch welches zu 28 Karat und darüber. Die Regierung bezahlt für das Gold von 22 Karat eine Prämie. Uebrigens findet man in der Nähe von Villa ricca Porcellanerde, welche an Feinheit selbst die von Severs übertrifft, aber es fehlt an Geschmack und Geschicklichkeit, sie zu bearbeiten. Herr Mave besuchte alles Sehenswürdige, hielt sich 14 Tage in Villa ricca auf, und machte sich endlich nach dem Districkt auf, in welchem die Diamanten gefunden werden, und dessen Hauptstadt Tejuco ist. Nachdem er sich von den Beschwerden der Reise erholt hatte, besuchte er die Diamantengruben zu Mondengo, welche eine der reichhaltigsten sind. Sie liegen an dem Flusse, welcher durch den Zusammenfluß vieler kleiner, aus den Bergen kommender Flüsse gebildet wird, und 3 bis 9 Fuß tief ist. Es werden in diesen Gruben 1000 bis 1500 Neger beschäftigt. Wenn man eine Stelle des Flusses untersuchen will, so wird durch einen Kanal das Wasser abgeleitet, und eine Strecke des Flußbettes dadurch trocken gelegt. Der Schlamm wird nun weggeschafft, und der Kiesgrund, welcher die Edelsteine enthält, an den zum Waschen bestimmten Ort gebracht. Bisher geschah dieses durch die Neger, welche den Kies (cascalhao) in Gefässen auf dem Kopfe weg trugen, nun fängt man an, Maschinen zu erbauen, welche aber noch sehr unvollkommen sind, und der Seltenheit des Bauholzes wegen, welches

100 Meilen weit hergebracht werden muß, ungeheuer viel kosten. Das Wasser wird an die zum Waschen bestimmten Orte durch Kanäle hingeleitet. Es sind gewöhnlich grosse, dreißig Fuß lange und zwanzig Fuß breite Schuppen, durch welche ein mit Holz ausgetäfelter, und in mehrere Kammern eingetheilter Kanal geht. An jeder dieser Abtheilungen steht ein Neger, welcher von Zeit zu Zeit Kiesgrund hineinwirft, um ihn von allem Schlamm zu reinigen, die grösseren Steine wegwirft, und den Ueberrest sorgfältig durchwühlt, um die Diamanten zu finden. Gegen über sitzen die Aufseher, und haben auf jede Bewegung ein aufmerksames Aug. Wenn ein Neger einen Diamanten findet, richtet er sich empor, klascht in die Hände, und hält den gefundenen Stein zwischen dem Daumen und dem Zeigefinger in die Höhe. Ein Aufseher nimmt ihn ab, und wirft ihn in das über jeder Abtheilung an der Decke befestigte, mit Wasser angefüllte Gefäß. An jedem Abend werden die gefundenen Steine von einem dazu aufgestellten Beamten gewogen, und das Gewicht in das Verzeichniß eingetragen. Wenn ein Neger einen Stein findet, welcher 17 1/2 Karat wiegt, so wird er mit Blumen bekränzt, und mit grosser Feyerlichkeit umher geführt. Er erhält die Freyheit, indem die Regierung seinem Herrn den Werth des Sclaven bezahlt, und hat nun das Recht, für eigene Rechnung zu arbeiten. Für Steine von geringerm Gewicht erhalten die Neger, welche sie finden, Geschenke anderer Art, als Kleidungsstücke ꝛc. Die Neger sind keineswegs, wie viele behaupteten, nackt, um sie zu verhindern, Edelsteine in ihren Kleidern zu verbergen, man wendet aber

andere Vorsichtsmaasregeln an. Da diese Menschen immer gebückt arbeiten, so sehen sie nicht, ob der Aufseher nicht sein Aug auf sie hält. Es wäre vielleicht möglich, irgend einen Stein in einer Ecke der Abtheilung zu verbergen, um ihn dann bey gelegner Zeit abzuholen, allein auch dafür ist gesorgt. Man wechselt häufig die Pläze, und der Neger muß auf den ersten Wink seine Abtheilung verlassen, und sich anderswo anstellen. Bey dem geringsten Verdacht, daß ein Neger einen Stein verschluckt haben könnte, welches schon oft geschah, wird er so lang eingesperrt, bis man sich von der Wahrheit überzeugt hat. Die Neger sind in Haufen von 200 abgetheilt, welche unter eigenen Aufsehern stehen. Sie werden jezt besser, als ehemals, genährt und gekleidet, doch könnte ihr Schicksal noch um vieles verbessert werden. Jeder Haufen hat indessen seinen eignen Geistlichen und Wundarzt. Die Flüsse sind in dieser Gegend alle reich an Diamanten, doch findet man deren auch auf den Bergen, und überall, wo das Wasser Höhlungen ausgespielt hat.

Herr Mave besuchte noch mehr andere Diamantengruben. Die Art, sie zu bebauen ist überall die nemliche. Eine derselben, nemlich an dem kleinen Flusse Abaite, welcher nördlich in den Plataſtrom fällt, ist dadurch berühmt, daß da der größte Diamant gefunden wurde. Drey Verbrecher, welche für immer verbaunt waren, beschäftigten sich damit, überall in den Wüsteneyen nach Goldgruben zu forschen. Bey niedrigem Wasser durchwühlten sie auch den Fluß. Sie fanden kein Gold, aber einen Diamanten, welcher eine Unze im Gewicht hatte, und wendeten sich mit ihrem Schaze an einen Geistlichen, welcher sie selbst

zu dem Statthalter von Villa ricca führte. Der Stein wurde untersucht, als ächt erkannt, nach Rio-Janeiro und von da nach Lissabon gebracht, und die Verbannten erhielten zur Belohnung ihre Begnadigung. Die Regierung ließ nun den Fluß auf eigne Kosten bebauen, allein der Ertrag entsprach der Erwartung nicht.

Der Districkt von Cerro do Frio, in welchem die Diamantengruben sich befinden, liegt zwischen den höchsten Bergen Brasiliens, welche von Norden nach Süden laufen. Der Umfang des Thales beträgt 8 Meilen in die Länge, und 4 in der Breite. Kurz nach Gründung von Villa da Principe wagten sich einige Einwohner dieser Stadt in diese wilde Gegenden. Sie suchten nach Golde, und kamen auf ihren Wanderungen auch an den Fuß des Berges, an welchem nachher die Stadt Tejuco erbaut wurde. Gold fanden sie wenig, aber in dem Flußbett einige glänzende Steine, welche erst später als ächte Diamanten erkannt wurden. Die Regierung wurde nun aufmerksam, und in den ersten 20 Jahren wurden so viele Edelsteine, (nahe an 1000 Unzen) ausgeführt, daß der Preis derselben ausserordentlich fiel. Dieses, und andere Ursachen, bewogen die Regierung, die Bebauung der Diamantengruben auf gewisse Jahre einer Gesellschaft zu überlassen. Es wurde als Bedingniß festgesetzt, daß nur eine gewisse Anzahl Neger beschäftigt werden durften, allein dieses gab zu häufigem Unterschleif, und Betrügereyen Veranlassung. Als 1772 die Pachtzeit verflossen war, zog die Regierung die Diamantgruben wieder an sich, und nun war der Zeitpunkt, gute Einrichtungen zu tref-

sen, allein er wurde vernachläßigt. Der reine Betrag ist mehr scheinbar als wirklich, weil die Unkosten zu groß sind. Sie beliefen sich während der Jahre 1801 bis 1806 auf 204,000 Pfund Sterling. Dagegen wurde in dem nemlichen Zeitraum für 17,300 Pf. Gold, und 115,675 Karat Edelsteine in den kön. Schatz nach Rio-Janeiro geliefert. Jeder Karat kam also der Regierung 33 Schilling 9 Pfenninge zu stehen. Ungeachtet aller Wachsamkeit geschieht doch häufiger Unterschleif, und es werden viele Diamanten bey Seite geschafft. Die Neger thun es selten für eigene Rechnung, sondern für ihre Herren, welche ihnen einen Theil davon abgeben. Zwar scheuen sich die Einwohner ausserordentlich als Schleichhändler (grimperos) betrachtet zu werden, und bey der leisesten Aeusserung eines Verdachts, bekreuzen sie sich, heben die Hände zum Himmel, und rufen die Jungfrau Maria als Zeuge ihrer Unschuld an, allein nichts desto weniger treiben sie das Unwesen fort. Man findet zu Tejuco eine Menge Menschen, welche unter verschiedenem Vorwande, aber in der Absicht, sich zu bereichern, sich da niederlassen. Sie leben blos davon, daß sie ihre Neger der Regierung zur Arbeit vermiethen, leben gut, und werden reich, welches unmöglich der Fall seyn könnte, wenn sie nicht heimliche Quellen hätten.

Tejuco liegt an dem Abhang eines Berges, und ist sehr regelmäßig gebaut. Ungeachtet die Einwohner träg, und unthätig sind, herrscht doch unter ihnen viel Wohlstand. Die Gegend um die Stadt ist unfruchtbar, aber in geringer Entfernung findet man sehr fruchtbaren Boden, welcher aber schlecht bebaut

wird. Man findet da grosse Strecken Landes, welche in der Landessprache Terra voluta genannt werden, das heißt, solches Land, welches noch keinen Eigenthümer hat. Die Regierung gibt allen, die es verlangen, unentgeldlich Land, so viel sie wollen, und man kann übrigens von den Einwohnern, welche zu träge sind, um den Feldbau zu betreiben, Aecker sehr wohlfeil kaufen. Es wäre zu wünschen, daß fremde, thätige Menschen sich in diesem Lande niederliessen. Alles trägt bey, sie dazu einzuladen. Ein immer heiterer, herrlicher Himmel, ein fruchtbarer Boden, welcher hundertfältig die Aussaat wider gibt, und die Aussicht, die reichen Erzeugnisse des Landes leicht und gut absetzen zu können. Selbst der Unterschied der Religion würde für fremde Ansiedler kein Hinderniß seyn, denn man beunruhigt, vorzüglich in neuern Zeiten, Niemand mehr seiner Meynungen wegen, wenn er sich übrigens nur mit Klugheit beträgt, nicht öffentlich anstößt, und andern eben die Nachsicht erweist, welche er zu geniessen wünscht.

Die Tscherkassen.

Die Gebirge des Caucasus sind von einer Menge kleiner Völkerschaften bewohnt. Sie sind Mahomedaner, und leben grossen Theils vom Raube. Die Russen, deren Gränze längs des Caucasus hinläuft, werden sehr von ihnen belästigt, und sind schon öfters, aber ohne Erfolg, gegen sie zu Felde gezogen. Bey der Annäherung der Truppen ziehen sie sich in

die Gebirge zurück, deren Päſſe und Zugänge ſie ſo lange beſetzen, bis der Mangel an Lebensmittel die Feinde nöthigt, ſich zurück zu ziehen. Auf ſolche Weiſe gelang es dieſen Völkerſchaften, trotz der Anſtrengung der Ruſſen, ihre Unabhängigkeit zu erhalten.

Der zahlreichſte und mächtigſte Stamm unter dieſen Völkern ſind die Tſcherkaſſen. Einige derſelben wohnen auf ruſſiſchem Gebiete, und werden Freunde genannt. Ohne wirkliche Unterthanen zu ſeyn, ſtehen ſie doch in einiger Abhängigkeit von der Regierung, haben aber ihre alten Gewohnheiten beybehalten. Der größte Theil des Stammes aber lebt noch in voller Freyheit. Den ruſſiſchen Tſcherkaſſen iſt es nicht erlaubt, ohne Erlaubniß der Regierung über die Gränze zu gehen, auch müſſen ſie, ſo wie die Nogayſchen Tartaren, wegen der häufig unter jenen Völkern herrſchenden Peſt, Quarantäne machen, wenn ſie in eine Stadt gehen wollen. Es iſt ihnen ſtrenge unterſagt, zu rauben und zu plündern, doch iſt zu vermuthen, daß ſie mit ihren Brüdern, den freyen Tſcherkaſſen im Einverſtändniß leben, und ſie in ihren Streifzügen wenigſt mit gutem Rath unterſtützen.

Die Verfaſſung dieſer Völker iſt ganz lehenmäſſig. Es gibt unter ihnen drey Klaſſen von Menſchen. Die Fürſten, welche Herren des Landes ſind, und deren Stand von dem Vater auf die Kinder forterbt. Die Adelichen, welche in der Landesſprache Uzdenen heiſſen, und bey welchen ein groſſer Unterſchied zwiſchen neuem, und altem oder angeerbtem Adel gemacht wird, da der Fürſt das Recht hat, einen Sclaven in den Adelſtand zu erheben, oder auch einen Adelichen ſeines Standes zu berauben, und endlich die

Sclaven, oder Leibeigne, welche aber der Eigenthümer, welcher sie wie andere Güter erbt, nicht verkaufen darf. Die Leibeigenen müssen arbeiten, und die Heerden der Adelichen besorgen. Die Adelichen müssen für den Unterhalt der Fürsten sorgen, und ihnen Pferde und anderes Vieh liefern. Wenn die Gattin des Fürsten mit einem Sohne niederkömmt, so wird er sogleich den Händen eines Uzbens oder Edelmanns übergeben, und der Vater sieht ihn nicht mehr, bis er die Waffen zu tragen im Stande ist. Eben so verhält es sich mit den Töchtern, welche der Vater und Mutter nicht wiedersehen, bis sie heurathen. Die Adelichen müssen dem Fürsten, als seine Lehensleute in den Krieg folgen, und daher fodert es der eigne Vortheil des Fürsten, ihren Adel zu schonen, und ihn bey seinen Rechten zu erhalten.

Die Tscherkassen sind der mahomedanischen Religion zugethan, doch sind sie nicht sehr strenge in Befolgung derselben. Ihre Priester tragen einen rothen Turban, und sind nach arabischer Art gekleidet. In Hinsicht der Weiber sind sie weniger streng, als die Tartaren, oder die Türken. Die Unverheuratheten sind keinem Zwange unterworfen, die Verheuratheten aber, besonders die Weiber der Vornehmen, bleiben in ihren Häusern, zu welchen es schwer hält, Zutritt zu erhalten. Die Weiber der Leibeigenen hingegen gehen frey, und sogar ohne Schleyer umher. In Ansehung der Ehen hält man strenge auf den Stand, und der Verführer eines Mädchens von höherm Stande setzt sich der größten Gefahr aus. Ein schlanker Wuchs wird als eine grosse Schönheit angesehen, daher die Mädchen schon im zartesten Alter

lederne Gürtel erhalten, welche den Körper eng umschliessen. Die Weiber tragen weite, und die Mädchen anschliessende Pantalons. Die Haare der Mädchen werden in Zöpfe geflochten. Nach der ersten Niederkunft legen die Frauen die Mädchenkleidung ab, und umwickeln nun den Kopf mit einem weissen Tuche, welches unter dem Kine geknüpft wird.

Die Männer sind sehr schön. Sie haben einen schlanken Wuchs, eine regelmäßige Bildung, lebhafte Augen, eine gebogene Nase, schöne Zähne, und eine dunkle Gesichtsfarbe. Die Haare werden nach türkischer Art abgeschoren, und auch von dem Barte bleibt nur ein kleines Stuzbärtchen stehen. Gewöhnlich bedecken sie den Kopf mit einem runden Käppchen. Der Hals bleibt nackt. Auf dem Leibe tragen sie einen engen Rock, welcher um die Lenden fest anschließt, und bey Vornehmern mit silbernen Tressen besetzt ist. Ueber diesen Leibrock wird ein weiter Rock mit aufgeschlitzten Aermeln getragen, und wenn es regnet, oder kalt ist, so kömmt noch der Bourca, ein Mantel ohne Aermel, welcher bis an die Knie reicht. Er ist von grobem Tuche, und hat oben ein Loch, durch welches der Kopf gesteckt wird, welchen sie bey schlechtem Wetter mit einer hohen, spitzen Kappe bedecken. Da sie die Unbeständigkeit ihres Clima kennen, so sind sie immer mit diesen Kleidungsstücken auf den Nothfall versehen. Sie tragen lederne Hosen, und enge Stiefeln, welches macht, daß sie, besonders die Vornehmen, welche immer zu Pferde sind, sehr kleine Füsse haben.

Wenn die Tscherkassen zu Felde ziehen, so kleiden sie sich so ziemlich nach Art unserer alten Ritter.

Sie haben Helme, Kúrasse, Arm- und Beinschienen ꝛc. Ihre Waffen sind Flinten, Pistolen, Säbel, Dolche, Lanzen, doch bedienen sich einige noch der Bogen und Pfeile. Die Flinte wird gewöhnlich in einer ledernen Scheide auf dem Rücken, und der Säbel an einer Kuppel getragen, welche fest um den Leib schließt. In dem nemlichen Gürtel stecken auch die Pistole, welche auf den Rücken, und der Dolch, welcher vorn zu liegen kommt. Alle diese Waffen sind von dem vortreflichsten Eisen oder Stahl, reich mit Silber verziert, und werden niemals verkauft. Sie erben von Vater auf Sohn fort.

Man beschuldigt die Tscherkassen der Falschheit, und sie sind treulos gegen ihre Feinde, übrigens bleiben sie ihrem gegebenen Worte getreu, und sind vorzüglich sehr gastfrey. Wer von einem Tscherkassen einmal gastfreundlich aufgenommen wurde, kann vollkommen ruhig seyn, und wenn er vollends der Kounack, das ist der Bürge seines Gastes geworden ist, so wird er sich eher tödten lassen, als zugeben, daß seinem Schützling etwas Leides begegne. So menschenfreundlich indessen die Tscherkassen in der Gastfreundschaft sind, so fürchterlich sind sie in der Rache. Eine erhaltne grobe Beleidigung wird niemals vergessen, und die Rache ist erblich.

Die Fürsten und Edlen beschäftigen sich blos mit dem Kriege, und der Aufsicht über ihre Stuttereyen, welche für sie von grosser Wichtigkeit sind. Alle übrigen Geschäfte liegen den Weibern, und den Leibeigenen ob. Die Heerden und die Pferdezucht sind die Hauptsache, doch wird auch etwas Ackerbau getrieben, und Türkischkorn und Hirse gebaut. Sie bedienen

sich dazu grosser, unförmlicher Pflüge, welche mit Ochsen bespannt werden, und auch zu dem Fuhrwesen gebraucht man diese Thiere, welche klein, aber munter und kraftvoll sind. Die Wagen der Tscherkassen bestehen blos aus einer Achse, an welcher zwey ungeheure Räder stecken, welche, da sie niemals mit Fett bestrichen werden, fürchterlich knarren. Ziegen und Schaafe gibt es viele, so wie auch Geflügel, als Hühner, Enten und Gänse. Die Bienenzucht ist ein wichtiger Gegenstand für die Tscherkassen. Der Honig, und das Wachs dieses Landes werden vorzüglich geschätzt, und stark ausgeführt.

Die Tscherkassen sind in ihrer Lebensweise äusserst mäßig. Sie trinken weder Wein noch Brauntwein, doch haben sie einige starke und berauschende Getränke Eines derselben wird aus Pferdemilch, und die übrigen aus Hirse gemacht. Ihr Lieblingsgetränk ist indessen der Meth, welcher aus Honig bereitet wird. Sie nehmen auch Honig zu fast allen ihren Speisen. Sie essen viel Milch und Schaaffleisch. Ihr Brod wird aus Hirse, oder Türkischkorn gemacht.

Die Tscherkassen kennen wenig Krankheiten, und gelangen fast durchgehends zu einem hohen Alter. Wenn sie krank sind, so gebrauchen sie keine Arzneyen, denn sie behaupten, daß, da die Krankheiten von Gott kommen, man nicht gegen seinen Willen handeln dürfe. Verwundungen sind indessen davon ausgenommen, denn, sagen sie, da die Wunden von Menschenhänden gemacht werden, so ist es billig, daß der Mensch sie zu heilen versuche. Sie sind darin auch sehr geschickt, und heilen mit einfachen Mitteln die bösartigsten Wunden. Die Pest, welche einige Prie-

ster von Mecca mitbrachten, hat grosse Verheerungen bey diesen Völkern gemacht. Die russische Regierung hat die ernstlichsten Vorsichtsmaasregeln deßwegen ergriffen. Es wird, so bald die Pest sich zeigt, ein starker Cordon längs der Gränze gezogen, und es befinden sich überall Häuser, in welchen alles, was über die Gränze kömmt, Menschen, Thiere und Waaren, eine festgesetzte Zeit aufgehalten werden, um alle Ansteckung zu verhindern. Wenn sich diese Krankheit bey den auf russischem Gebiete lebenden Tscherkassen äussert, so wird die Wachsamkeit noch verdoppelt. Das Dorf, in welchem sich die Krankheit zeigt, wird gesperrt. Ein Arzt muß die Angesteckten absondern, und alle Tage die Gesunden untersuchen, um zu sehen, ob an keinem sich Merkmale der Ansteckung zeigen. Ein geübter Arzt unterscheidet die Angesteckten, noch ehe die Krankheit ausgebrochen ist, an gewissen Kennzeichen, besonders an dem Blicke. Glücklicherweise theilt sich diese fürchterliche Krankheit nicht durch die Luft, sondern blos durch die Berührung mit. Sie wüthet nur in dem Sommer, und hört bey strenger Kälte von selbst gänzlich auf.

Das Grab Karls I. Königs von England, ein Beitrag zur Geschichte seiner Zeit.

Ein Zufall entdeckte erst kürzlich, nemlich 1813 den Ort, an welchem der Körper des unglücklichen

Karls, welchen seine eigne Unterthanen auf dem Blutgerüste mordeten, ruht. Die Geschichtschreiber jener und auch der spätern Zeiten waren darüber nicht einig. Herbert, welcher Kammerdiener des unglücklichen Fürsten war, und ihn bis zum Tode begleitete, sagt in seinem Bericht, welchen man in dem Werke: Athenae Oxonienses findet, daß er beauftragt wurde, den Körper nach Windsor zu bringen, und daß dieser in der Gruft Heinrichs VIII. beigesetzt wurde. Clarendon hingegen, und nach ihm noch andere, erzählten, daß der Körper Karls I. zwar in Windsor in der Georgskapelle beygesetzt wurde, allein später, als Karl II. aus kindlicher Frömmigkeit denselben nach der Westmünsterabtey bringen lassen wollte, daselbst nicht mehr gefunden worden sey.

Als das Mausoleum, welches der jetzige König errichten ließ, aufgestellt werden sollte, so war man genöthigt, unter dem Chor der Kapelle des h. Georgs in Windsor durchzubrechen. Zufälliger Weise wurde die daselbst befindliche Gruft Heinrichs VIII. beschädigt. Durch die gemachte Oeffnung erblickte man in dem Gewölbe nicht nur 2 Särge, nemlich den Heinrichs, und der Königin Johanna Seymour, sondern noch einen dritten, mit schwarzem Sammt ausgeschlagenen Sarg, welcher nach Herberts Bericht wohl der Karls I. seyn konnte. Man berichtete den Vorfall an den Prinz Regenten, und er beschloß diesen für die Geschichte wichtigen Gegenstand selbst aufzuklären. Nach dem Leichenbegängniß der Herzogin von Berwick, am 1. April 1813 begab er sich in Begleitung des Herzogs von Cumberland, des Grafen von Münster, des Dechants an der Kirche zu Windsor,

sor, Benjamin Karl Stevenson, und des kön. Leibarztes Heinrich Halford, welcher den Bericht darüber im nemlichen Jahre noch durch den Druck bekannt machte, an Ort und Stelle.

Die Gruft, welche man nun untersuchte, hatte 7 Fuß 2 Zoll in der Breite, 9 Fuß 6 Zoll in der Länge, und 4 Fuß 10 Zoll in der Höhe. Das Gewölbe war einen halben Backstein dick, und befand sich unter der Mitte des Chors dem Stuhl des Königs gerade gegen über.

Nachdem man die samtne Decke abgenommen hatte, fand man einen kleinern, ganz einfachen Sarg, welcher mit einem ebenfalls bleiernen Band geschlossen war, auf welchem die Worte: König Karl, 1648, sehr deutlich zu lesen waren. Ohne den Deckel zu heben, machte man oben in denselben eine Oeffnung, welche hinreichte, um zu sehen, was in dem Sarge enthalten sey, und man fand einen hölzernen Sarg, welcher aber in Stücke zerfiel, und in welchem der Körper in Wachstuch eingehüllt lag. Der ganze Sarg war mit einer fetten, harzigen Materie ausgegossen, wahrscheinlich um die äussere Luft abzuhalten. Man lösete diese Materie, und die Leinwand behutsam ab, und entdeckte nun das Gesicht, welches ziemlich gut erhalten war. Die Haut war blaßgelb, die Stirne und die Schläfe voll. Der Nasenknorpel fehlte, allein die Ohren waren noch ganz erhalten, und ein Auge war offen, und voll, zerfiel aber, sobald die äußere Luft eindrang. Der Mund hatte noch mehrere Zähne, und der Spitzebart, wie man ihn in jenen Zeiten trug, war ganz unbeschädigt. Das Gesicht war länglich rund, und, obwohl entstellt, fanden alle Zuschauer viele Aehnlichkeit mit den Gemälden,

welche man von diesem König hat, besonders mit jenen, welches Vandyke fertigte.

Man fand den Kopf vom Körper getrennt, und konnte ihn ohne Mühe heraus nehmen. Er war feucht, und die ihn umgebende Feuchtigkeit war von einer grün röthlichen Farbe. Es ist sehr wahrscheinlich, und auch der Leibarzt Halford war der Meynung, daß diese Feuchtigkeit Blut sey, welches, da nach Herberts Bericht der König sogleich nach der Enthauptung in den Sarg gelegt und einbalsamirt wurde, noch aus den Halsgefässen drang. Das Haupthaar war ganz erhalten, und am Hinterhaupt kurz abgeschnitten. Wahrscheinlich geschah dieses der Enthauptung wegen, doch ist es auch möglich, daß die Freunde des unglücklichen Fürsten, um ein Andenken von ihm zu haben, die Haare abschnitten. Sie waren dunkelbraun, und die Haut, besonders an dem Hinterhaupte, war noch so frisch, daß man die Schweißlöcher unterscheiden konnte. Nachdem alles genau untersucht worden war, wurde der Kopf wieder an seine Stelle gelegt, alles in die vorige Ordnung gebracht, die ausgeschnittene Oeffnung im Deckel des Sarges eingelötet, und die Gruft wieder geschlossen.

Keiner der andern Särge war geöffnet worden, weil es des Prinzen Regenten Absicht war, diesen für die Geschichte wichtigen Gegenstand zu untersuchen, keineswegs aber die Ueberreste der Todten unnöthiger Weise in ihrer Ruhe zu stören. Der kleinere Sarg, welcher aller Wahrscheinlichkeit nach den Körper der Königinn Johanna verschloß, wurde gar nicht untersucht, und an dem grössern bemerkte man blos, daß der äussere hölzerne Sarg in Stücken zerfiel,

der innere bleyerne aber durch irgend einen heftigen Stoß so beschädigt war, daß er eine kleine Oeffnung erhielt, durch welche man ein Gerippe erblickte. An keinem dieser Särge war übrigens eine Inschrift zu finden. Auf dem Sarge Karls I. stand ein kleiner mit einer roth sammtnen Decke behangener Kindersarg, welcher vermuthlich die Gebeine des in der Geburt gestorbenen Kindes der Gattin dieses Fürsten in sich schloß.

An einer Seite des Gewölbes bemerkte man, daß dasselbe einst erbrochen, und die Oeffnung blos mit Bruchstücken, und ohne Ordnung wieder verschlossen wurde. Clarendon und auch Herbert erzählen, daß die Beysetzung des Leichnams in größter Eile in Gegenwart des Statthalters geschah. Aller Wahrscheinlichkeit nach war es auch damals, und da die Stimmung der damaligen Menschen nicht dazu geeignet war, grosse Achtung für die Ueberreste der Könige zu haben, daß der Sarg Heinrichs VIII. beschädigt wurde.

Beschreibung des Staatsgefängnisses in Konstantinopel, nebst einigen Bemerkungen über die Gerechtigkeitspflege in der Türkey.

Das vorzüglichste Gefängniß in Konstantinopel wird Bagno genannt. Es liegt an dem Hafen, und bildet einen Flügel des Arsenals. In seinem Innern

ist es in mehrere Abtheilungen getrennt, deren jede ihre eigne Bestimmunghat. Die Staatsverbrecher, und vorzüglich alle jene, welche zur öffentlichen oder heimlichen Hinrichtung bestimmt sind, werden nach dem Bagno gebracht. Man findet aber auch da viele andere, besonders reiche und vornehme Griechen, welche unter dem Vorwande eines Verbrechens fest genommen werden, um dann von ihnen, oder ihren Familien, ansehnliche Summen für ihr Lösegeld zu erpressen. Die zur Galeere, oder zu andern öffentlichen Arbeiten Verurtheilten, finden ebenfalls ihren Platz in diesem Gefängniß, so wie die Kriegsgefangenen. Ehedem wurden diese letztern oft sehr grausam behandelt, und hatten vieles zu erdulden, in neuern Zeiten aber behandelt man sie nach menschlichern Grundsätzen. Sie werden zwar in Ketten gelegt, und zu öffentlichen Arbeiten auf den Schiffen, oder in dem Hafen angehalten, allein die Arbeit ist nicht übermäßig. Die Kriegsgefangenen wohnen in mehrern grossen Sälen, in welchen kleine Zimmerchen für die Offiziere angebracht sind, welche, so wie die Kranken, von aller Arbeit frey sind. Um 6 Uhr des Morgens werden die Galeerensclaven zu der Arbeit geführt, erhalten des Mittags ihre nothdürftige Kost, und des Abends zu der nemlichen Stunde kehren sie in ihr Gefängniß zurück. Ein Aufseher ruft ihnen mit lauter Stimme zu: „Nun mögt ihr in Ruhe essen und trinken. Verhaltet euch ruhig, und morgen, wenn es Gottes Wille ist, werdet ihr eure „Freiheit erhalten." Nun werden die Thüren geschlossen, und scharf bewacht, denn die Wächter haften für jeden Gefangenen mit ihrem Kopfe, daher

sie auch alle Morgen und Abende genau nachsehen, ob alle vorhanden sind.

Die Oberaufsicht über das Arsenal sowohl, als die damit verbundenen Gefängnisse hat der Grosadmiral, oder Capitan bascha. Unter seinen Befehlen stehen eine grosse Menge Unterbeamter, unter welchen der Polizeybeamte der angesehenste ist. Ihm liegt es ob, die Ordnung und Ruhe im Innern zu erhalten. Er hat das Recht, engere Gefängniß- und Kettenstrafen zu verhängen, aber an dem Leben darf er Niemand bestrafen. Die untern Diener in diesen Gefängnissen sind gewöhnlich Griechen, welche den Stock führen, und denselben gegen die armen Gefangenen oft trefflich zu gebrauchen wissen. Noch ist eine Art Menschen in diesen Gefängnissen zu bemerken. Sie sind dazu bestimmt, die Urtheile zu vollziehen, und die zum Tode Verurtheilten zu erdrosseln, oder auf andere Weise hinzurichten. Ehedem waren diese Menschen größtentheils von der Insel Malta gebürtig. Wenn sie mit den Schiffen des Ordens, auf welchen sie dienten, aufgebracht wurden, so erkauften sie ihre Freiheit dadurch, daß sie dieses Amt übernahmen. Sie erhielten volle Freiheit, wohnten ausser dem Bezirke des Gefängnisses, und liessen sich zu manchen Dienstleistungen für Gefangene, welche im Stande waren, dieselben zu bezahlen, gebrauchen. Uebrigens sahen sie es für ein verdienstliches Werk an, einen Ungläubigen zu martern, und zu ermorden.

Man hatte sehr oft unrichtige Begriffe von der türkischen Gerechtigkeitspflege. Viele beschuldigten sie, käuflich zu seyn, und behaupteten, daß kein türkischer Richter dem Glanze des Goldes zu widerste-

hen vermöge. In Ansehung der Grossen des Reiches, der Statthalter in den Provinzen, und der Pascha's, mag diese Beschuldigung allerdings seine Richtigkeit haben. Wenn eine Provinz, oder eine Stadt mit ihrem Statthalter unzufrieden ist, und gerechte Ursache zur Klage zu haben glaubt, so gibt sie ihre Vorstellungen ein, und sie werden angenommen, wenn sie aber dieselben nicht mit Gold unterstützt, oder der Beklagte grössere Summen zu opfern im Stande ist, so bleibt die Klage ohne Wirkung, und der Statthalter findet später hundert Mittel, das zu seiner Rechtfertigung gespendete Gold, von seinen Untergebenen unter anderm Vorwande wieder beyzutreiben. Diese Opfer, welche die Statthalter in den Provinzen, von Zeit zu Zeit zu bringen verbunden sind, sind auch die Quelle, aus welcher sich die obersten Staatsdiener bereichern.

Der Vorwurf, daß die türkischen Richter sich in eine Menge Förmlichkeiten einhüllen, und dadurch die Streitigkeiten zu verwickeln wissen, ist ungerecht, und unrichtig, wenigst wenn von Streitigkeiten, welche zwischen Gläubigen vorfallen, die Rede ist. Diese werden mit einer Bestimmtheit, mit einer Kürze entschieden, welche nachgeahmt zu werden verdienen. Die Verhandlungen geschehen öffentlich, und die Richter haben in ihren Entscheidungen sehr auf die öffentliche Meynung Rücksicht zu nehmen, denn es ist nicht selten, daß ihre Aussprüche öffentlich getadelt werden. Es sind Gesetze vorhanden, an welche die Richter sich zu halten verbunden sind. Es ist zwar Sitte, daß die Streitenden, Fetwa's, oder Entscheidungen und Gutachten irgend eines Mufti, Prie-

ster und Rechtsgelehrten, um ihrer Sache Gewicht zu geben, vorlegen, allein der Richter ist keineswegs verbunden, darauf Rücksicht zu nehmen. Es ereignete sich einst der Fall, daß eine streitende Partey, sich nachdrücklich auf ihren Fetwa stützte, und laut behauptete, daß dieses der Wille Gottes sey. Das mag seyn, antwortete der Richter, indem er den Ausspruch des Mufti erfurchtsvoll zurücklegte, wenn der Wille Gottes immer genau beobachtet würde, so gäbe es keine Prozesse, und er entschied nach dem Gesetz und seiner eignen Ueberzeugung. Die Parteyen, wenn sie Gläubige, das ist Muselmänner sind, führen vor dem Richter ihre Angelegenheiten selbst, ohne Hilfe, ohne Rechtsbeistand. Sie führen ihre Zeugen vor, deren zwey immer den vollständigen Beweis liefern.

Anders verhält es sich, wenn Ungläubige, — mit diesem Namen belegen die Türken ohne Unterschied jeden, welcher nicht unbedingt die göttliche Sendung des Propheten und sein Gesetz anerkennt, — mit Muselmännern im Streite sind. Da läßt es sich nicht läugnen, daß bey den Richtern oft grosse Partheilichkeit herrscht, und nicht immer nach Recht und Billigkeit erkannt wird. Die Ungläubigen, besonders Christen und Juden, sind für die Regierung sowohl, als für einzelne Muselmänner, eine immer offne und ergiebige Quelle. Es gibt keine Art der Bedrückung, welche sie sich, mit Ausnahme indessen, nicht gegen sie erlauben. Die Zahl der falschen Zeugen, welche ganz von diesem Erwerb leben, und zu jeder Stunde gegen einen Ungläubigen auszusagen bereit sind, ist unglaublich. Man kennt sie, und doch

treiben sie ihr schändliches Handwerk ungestört fort. Die Richter sind verbunden nach ihren Aussagen zu entscheiden, wenn es ihnen nicht gelingt, sie des Widerspruchs zu überführen, welches auch viele gewissenhafte Richter wirklich thun. Ein merkwürdiger Fall dieser Art ereignete sich in der letzten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts. Ein Fremder, unter englischem Schutze in Constantinopel wohnender Kaufmann starb. Die Hinterlasseyen fanden unter seinen Papieren die Schuldverschreibung über eine bedeutende Summe, welche der Verstorbene einer Sultanin geliehen hatte. Sie legten diese Papiere vor, und foderten die Rückzahlung, allein die Schuld wurde abgeläugnet. Die Sultanin gestand zwar, Geld von dem Verstorbenen erhalten zu haben, behauptete aber, es schon längst zurückbezahlt zu haben, und bewies ihre Behauptung durch die Aussage zweyer Zeugen. Der Richter konnte und durfte diesen Beweis nicht verwerfen, und stand im Begriff, die Kläger mit ihrer Forderung abzuweisen; doch plötzlich wendete er sich gegen einen dieser Zeugen, und fragte ihn, wie der Vater des Verstorbenen mit Namen geheissen habe. Der Zeuge gerieth in Verwirrung, und konnte die Frage nicht beantworten, welches den Richter bewog, das Zeugniß des Menschen zu verwerfen, und für die Kläger zu entscheiden. Er that es, und das Geld mußte bezahlt werden. Um dieses zu verstehen, muß man wissen, daß die türkischen Gesetze fodern, daß bey jeder Verhandlung nicht nur die Namen der Contrahirenden, sondern auch die ihrer Väter beigesetzt werden. Der Richter konnte also fodern, daß der Zeuge diese Na-

men wisse, und das gefällte Urtheil macht seiner Unpartheilichkeit Ehre.

Nicht immer hat man indessen das Glück, so vorsichtige und gewissenhafte Richter zu finden. Die Zeugen treiben ihre Treulosigkeit oft auf den höchsten Grad, und das um so unverschämter, als sie keine, oder geringe Strafe zu erwarten haben. Nach dem Gesetz wird ein falscher Zeuge verkehrt auf einen Esel gesetzt, und durch die Straßen geführt, welche Strafe auf so niedrige Seelen wenig Eindruck macht, allein auch diese Strafe wird nur selten verhängt.

Ein anderer Grund, warum Fremde in der Türkey jeden Rechtsstreit vermeiden, ist, weil sie in jedem Falle, sie mögen nun gewinnen, oder verlieren, grosse Kosten zu tragen haben. Nach den türkischen Gesetzen bezahlen in jedem Rechtsstreit Ausländer drey, und Inländer zehen vom Hundert der streitigen Summe. Da nun noch überdies Sitte ist, daß nicht der Verlierende, sondern der Gewinnende die Kosten bezahle, so läuft der Ausländer immer Gefahr, Geld zu verlieren, und erträgt lieber manche Ungerechtigkeit, oder versteht sich zu einem nachtheiligen Vergleich.

Die Begierde nach Gold und Reichthümern veranlaßt, zwar überall, aber besonders in der Türkey, manche gewaltsame Handlungen. Nach den Gesetzen fällt das Vermögen eines in Ungnade gefallenen, und vom Gipfel des Ansehens in das Nichts gestürzten Grossen, dem Staate zu. Dieses gibt von einer Seite zu den feinsten Vorsichtsmaasregeln, und von der andern zu den härtesten Erpressungen, Gelegenheit. Die Grossen, wenn sie ein Unglück befürchten,

vertrauen nicht selten ihre Schätze irgend einem Liebling unter ihren Leuten an, um sie bey ihrem Sturze zu verbergen, und nach ihrem Tode den Ihrigen zu überliefern. Es ist daher Sitte, nach dem Sturze eines Grossen, alle seine Leute, alle jene, welche nur in einiger Verbindung mit ihm standen, aufzufodern, alles, was sie von ihm in Händen haben, auszuliefern. Wenn nun das Vorgefundene der Erwartung nicht entspricht, so geschah es einst häufig, geschieht auch wohl noch manchmal, daß die, welche man im Verdacht hat, etwas zu verschweigen, durch die grausamsten Mittel zum Geständniß gezwungen werden. Der berühmte von Tott erzählt die Geschichte zweyer Armenier, welche im Dienste eines in Ungnade gefallenen Pascha stunden. Sie wurden wegen der Schätze, welche man bey ihrem Herrn zu finden hoffte, in Anspruch genommen. Der eine kaufte sich mit Hinterlassung all seiner Habe von der Untersuchung los, und der andere stand mit heldenmüthiger Standhaftigkeit alle Grade der Tortur aus, ohne etwas zu bekennen, und hinterließ die Seinigen im Wohlstande. Ein anderes Mittel der Reichen und Vornehmern im Staate, ihre Schätze zu sichern, ist, all ihr Vermögen den Weibern zu überlassen, und, so zu sagen, in Abhängigkeit von ihnen zu leben, weil das Eigenthum der Weiber, so wie alles an milde Stiftungen übermachte Vermögen, unverletzbar ist.

Es geschieht häufig, wie das denn auch in gebildertern Staaten nichts Seltenes ist, daß ein Grosser den andern zu verdrängen und zu stürzen sucht. Der Besiegte verliert dann mit seinem ganzen Vermögen nicht selten auch

das Leben, und die Verfolgung erstreckt sich manchmal auf seine Verwandten und Diener. Ein solcher merkwürdiger Fall ereignete sich vor nicht langer Zeit. Der bekannte Paßwan-Oglu war der geschworne Feind des Fürsten der Wallachey Cangierli. Er verfolgte ihn, wo und wie er nur konnte, und foderte endlich bey der Pforte seines Feindes Kopf. Nicht zufrieden, seinen Feind gestürzt, und ihn um Vermögen und Leben gebracht zu haben, dehnte er seine Rache auch auf dessen Verwandte aus. Ein Neffe des unglücklichen Cangierli war der Liebling, und erste Dollmetscher des Hussein Pascha. Er folgte seinem Herrn nach Widdin, und hatte die frohesten und gegründetsten Aussichten auf Ehre und Reichthum, als er auf Paßwan-Oglu's Forderung geopfert wurde. Er fiel plötzlich in Ungnade seines Herrn, wurde gefangen genommen, und in das Staatsgefängniß nach Konstantinopel gebracht. Der junge Mann sah seine mißliche Lage nur zu gut ein, und war gefaßt, gleich bey seinem Eintritt erdrosselt zu werden, denn er sah voraus, daß es seinem Feinde daran gelegen seyn werde, den Mitwisser wichtiger Geheimnisse bey Seite zu schaffen. Da indessen mehrere Tage vergiengen, so schöpfte er wieder Muth. Seine Verwandten gaben sich alle Mühe, seine Freilassung zu bewirken, und wendeten sich deßwegen vorzüglich an Hussein's Gemahlin, welche eine Nichte des regierenden Kaisers war. Sie verwendete sich wirklich mit vielem Eifer für den jungen unglücklichen Mann, und drang so lange in ihren Gatten, bis dieser ihrer Bitten müde, versprach, daß der Gefangene noch vor Ende des Tages frey seyn solle.

Am Abend wurde er, statt in das Gefängniß zurückgeführt zu werden, in das an dasselbe stossende Kaffeehaus gebracht, und da erdrosselt. Sein Körper wurde mehrere Tage öffentlich zur Schau ausgestellt.

Es gibt in der Türkey zwar Strafgesetze, allein in den mehrsten Fällen handelt der Richter oft sehr eigenmächtig, und die Strafe folgt nicht selten dem Verbrechen auf dem Fuße. Der Dieb, wenn er in einem Hause auf der That ergriffen wird, wird ohne weitere Umstände vor die Thüre des Hauses aufgehangen. Kleinere Verbrechen werden durch Schläge bestraft. Der Richter des Orts, in der Hauptstadt thut es sehr oft der Vezier selbst, macht Haussuchungen, und bestraft die Verbrecher auf der Stelle. Kaufleute, welche sich falscher Gewichte und Maaße bedienen, müssen Geldstrafe bezahlen, erhalten manchmal die Bastonade, und im Wiederholungsfalle werden sie zur Warnung für Andere mit dem Ohr an die Pfosten der Hausthüre genagelt. Die Tortur wird häufig angewendet, doch weniger oft um Verbrechen zu entdecken, als um zu erfahren, wohin der Gefolterte die ihm anvertrauten Schätze verborgen habe. Staatsverbrecher, und andere, welche den Tod im Gefängniß dulden, werden erdrosselt; Diebe werden gehangen, und in ausserordentlichen Fällen wird der Verbrecher gespießt, welches ohne Widerrede die grausamste und langwierigste aller Martern ist.

Ueber die moralische Bildung der türkischen Weiber, nebst einigen Nachrichten über die Frauenzwinger, oder Harem's der Türken?

Es läßt sich nicht läugnen, denn die Erfahrung aller Jahrhunderte, und bey allen Völkern hat es bewiesen, daß mit der Verfeinerung auch das Verderbniß der Sitten wachse, bis dieses endlich den höchsten Grad erreicht hat. Dann sinken die Völker wieder allmählig herab, und verwildern in dem Maaße, als sie sich verfeinert hatten. Bey den Türken, welche noch fern von hoher Ausbildung sind, herrschen häusliche Tugenden, welche wir größten Theils bey gebildeten Nationen vermissen, und man kann behaupten, daß sie es sind, welche dem Sittenverderbniß den festesten Damm entgegen stellen. So lange der größte Theil eines Volkes noch Geschmack an häuslichen Freuden und Tugenden findet, wird man nicht jene grossen und ausgesuchten Laster, vor welchen der Menschenfreund zurück schaudert, bey denselben antreffen.

Das Haus des Türken ist der Aufenthalt der Ruhe und des Friedens. Die guten Sitten werden in demselben geschätzt, und die Weiber, durch welche schon viel Böses in die Welt kam, werden streng durch das Gesetz, und durch die Gewohnheit dazu angehalten. Sie erhalten daher schon früher eine dazu passende Erziehung. Abgeschieden von aller äussern Welt lebt das Mädchen blos in dem Kreise der Ih-

rigen, und erlernt solche Dinge, welche dahin zwecken, sie ihrem künftigen Gatten angenehm zu machen, und zur guten Mutter zu bilden. Der Geist, das mag seyn, wird nicht so ausgeschmückt, als das bey uns der Fall ist, aber dafür lernen sie auch manches Abentheuerliche nicht kennen, das bey uns den Frieden in tausend Häusern stört, und zu den größten Exzessen führt. Viele Reisende indessen, welche ohne Vorurtheil beobachteten, behaupten, daß die türkischen Weiber gar nicht so beschränkten Verstandes sind. Selbst in den untersten Klassen wissen sie sich über für ihre Sphäre passende Gegenstände faßlich, und in den höhern, angenehm und zierlich auszudrücken. Sie lernen in ihrer Jugend Tanz, Musik, und alle jene Talente, welche im Stande sind, den Männern zu gefallen. Sie sind daher nicht, wie so manche behaupteten, für ihre Männer, die schwachen Stunden ausgenommen, blos Gegenstände der Verachtung und des Ekels, sondern sie verstehen es, ihre Achtung und Freundschaft zu erwerben. Hiezu trägt vorzüglich ihre Zärtlichkeit gegen ihre Kinder bey. Die Weiber der untern Stände beschäftigen sich wie bey uns mit den ihrem Stande, und ihrem Hauswesen angemessenen Arbeiten. Sie sind daher auch nicht so abgeschieden von der äussern Welt, als es die Frauen der Vornehmern sind, welche ganz auf das Innere des Harems beschränkt werden. Hier beschäftigen sie sich mit ihren Kindern, denn die Sorge für die Wirthschaft überlassen sie größtentheils ihren Sclavinnen, mit Tanz, Musik, und andern Dingen, welche dazu dienen, sie ihren Männern beliebt zu machen. Der Putz ist, so wie überall auch bey den Türken, eine

Lieblingsbeschäftigung des weiblichen Geschlechts, doch ist er bey ihnen ganz anderer Art, als bey uns. Bey uns ist er ein Kind der Laune und der Veränderlichkeit, denn was heute schön ist, wird morgen als häßlich verachtet; bey den Türkinnen hingegen besteht der Putz mehr in der Pracht, als in Geschmack und in der Zierlichkeit. Die reichsten Stoffe, und vorzüglich die kostbarsten Pelzwerke, sind die Gegenstände des Putzes. Der Zuschnitt der Kleider bleibt immer der nemliche, und die reichen Zeuge erben von Mutter auf Tochter fort. Die Kleider der Frauen sind nicht dazu geeignet, ihre Reitze zu erheben, denn sie sind weit, und faltenreich. Reisende indessen, welche Gelegenheit hatten, türkische Frauenzimmer zu sehen, behaupten, daß sie sehr schön sind, und vorzüglich eine feine Haut, lebhafte Augen, und weisse Zähne haben, aber vor der Zeit altern und unförmlich dick werden, wozu ihre sitzende Lebensart, und die warmen Bäder Vieles beitragen mögen.

Die Frauen bewohnen bey den Türken eigene, von den übrigen abgelegene Zimmer, und in den Häusern der Grossen eigne mit Gärten, und andern Bequemlichkeiten versehene Gebäude, welche nur der Gatte, und bey einigen besondern Feyerlichkeiten die nächsten Verwandten betreten dürfen. Diese Wohnungen werden Frauenzwinger, oder Harems genannt. Die Harems des Großherrn, und der Vornehmsten im Staate werden von schwarzen und weissen Verschnittenen bewacht. Der kaiserliche Harem ist wohl noch von keinem fremden Fusse betreten worden, und was wir davon wissen, ist blos aus dem Munde der Odalisken, oder Sclavinnen des Harems, welche die

Freiheit erlangten, und von den Grossen des Landes aus politischen Rücksichten geehlicht wurden. In dem Harems anderer vornehmen Türken wurden schon öfter europäische Aerzte zu Hülfe gerufen, und auch Frauenzimmer erhielten Zutritt zu denselben, von welchen wir dann mehr oder weniger richtige Nachrichten erhielten.

Der kaiserliche Harem steht unter der Oberaufsicht des Kislar Aga. Er ist der oberste der schwarzen Verschnittenen, deren Zahl sich auf einige hundert beläuft. Viele Reisende haben uns diese Verschnittenen als die häßlichsten, von der Natur und Menschenhänden verkrüppelte Geschöpfe beschrieben, welche dazu bestimmt sind, die armen Weiber zu hüten, und ihnen das Leben herzlich sauer zu machen. Das Wirkliche in der Sache ist, daß sie zwar von der grausamen Hand der Menschen verstümmelt wurden, aber blos dazu verwendet werden, im Innern des Harems zu dienen, ohne aber eine tirannische Gewalt über die Weiber zu haben. Sie sind im Gegentheil sehr ergeben und ehrfurchtsvoll. Der Kislar Aga ist eine wichtige Person im Staate. Er hat die Oberaufsicht über alle Moscheen, und die Verwaltung aller frommen Stiftungen sind ihm anvertraut. Die Thore des Harems, und die äußern Höfe desselben, werden von weissen Verschnittenen bewacht. Sie haben keinen Zutritt in das Innere, und dürfen auf keine höhere Aemter, zu welchen die schwarzen sehr oft gelangen, Anspruch machen. Ihr Vorstand heißt Capu agasi.

Die schönsten Mädchen aus allen Theilen des türkischen Reiches, vorzüglich aber aus Georgien und

Cir-

Circassien, werden in den Harem des Großherrn geliefert. Man findet indessen da auch manchmal Mädchen aus andern europäischen Ländern. Sie sind alle Sclavinnen, und ihrer Freiheit beraubt. Der Sultan wählt unter der grossen Anzahl der Mädchen einige Günstlinge, und diese führen von diesem Augenblicke an den Namen Cadina. Die Mutter eines Sohnes erhält den Namen Hasseki, welchen sie aber bey dem Tode des Kindes wieder verliert. Alle übrigen Frauenzimmer im Harem sind zum Dienste der kaiserlichen Familie bestimmt, und heissen Odalisken. Viele derselben erhalten in der Folge die Freiheit, und werden den Grossen des Reichs zur Ehe gegeben, welche sich dieses zur grossen Ehre schätzen, und den Einfluß dieser Weiber sehr gut zu ihrem Vortheil zu benutzen wissen. Von diesen hat man die wenigen Nachrichten über die innere Einrichtung des kaiserlichen Harems, denn alle übrigen Erzählungen über diesen Gegenstand sind Mährchen, welche zu den Sagen der tausend und einer Nacht gehören. Nach dem Tode des Kaisers werden alle Weiber aus dem kaiserl. Harem nach einem grossen und prächtigen Hause, welches Eski serai benannt wird, gebracht, und da auf Kosten des Staats erhalten, mit Ausnahme der Sultanin validé, das ist, der Mutter des Thronfolgers, welche einen eignen Pallast und Hofstaat erhält. Die übrigen Hasseky's, oder Mütter hinterlassener Söhne, des verstorbenen Kaisers, werden indessen fortwährend mit ausgezeichneter Achtung behandelt, weil es nach dem Lauf der Dinge leicht möglich ist, daß ihr Sohn noch einst den Thron besteigt, und sie da-

durch validés werden. Der Name Sultan oder Sultanin kömmt eigentlich nur den Gliedern der kaiserl. Familie, doch wird er aus Höflichkeit auch den Hasseky's beygelegt.

Die Harems der Grossen sind nach ihrem Vermögen und Range, mehr oder weniger nach dem Muster des kaiserlichen Frauenzwingers gebildet. Man findet auch da eine grosse Anzahl Weiber, schöne Gärten, nach Landessitte reich geschmückte Zimmer, und eine Menge Sclavinnen. In allen grossen Städten des Reichs gibt es eigene grosse Marktplätze, wohin die Mädchen zum Kauf hingebracht werden, allein nur Gläubige haben den Zutritt zu diesen Plätzen, und überhaupt die Erlaubniß, Sclavinnen zu halten. Die Verkäufer bringen ihre Waaren aus den entferntesten Provinzen herbey, und hüten sich wohl die Mädchen auf ihrer langen Reise strenge zu behandeln. Sie wenden alles an, sie bey guter Laune zu erhalten, allein dieses geschieht wohl nicht aus Menschlichkeit, sondern aus Geitz. Sie fürchten, daß die Mädchen sich abhärmen, und dadurch am Werth verlieren könnten.

Die Ehen werden von den Türken als ein bürgerlicher Vertrag betrachtet, und vor dem Cadi, oder Richter geschlossen. Diese Verträge werden immer mit grosser Pünktlichkeit verfaßt, alles Eigenthum der Frau genau verzeichnet, und der Wittwengehalt, im Fall sie den Gatten überleben sollte, bestimmt. Dieses geschieht vorzüglich deßwegen, weil das Eigenthum der Frauen von aller Confiscation frei ist, und ihnen in keinem Falle entrissen werden kann. Viele Grossen übergeben daher öfters all ihr Vermö-

gen in die Hände der Frauen, um es vor jedem Unfall zu sichern. Die Vielweiberei ist durch das Gesetz erlaubt, es ist aber selten, daß ein Türke mehr als eine feierlich angetraute Frau hätte, und es geschieht auch häufig, daß, wenn die Gattin reich, oder vornehm ist, sie sich schon in dem Heurathsvertrag dagegen sichert. Der Gatte wählt sich oft unter den Sclavinnen des Harems eine oder mehrere Günstlinge, welche aber dadurch niemals das Recht und Ansehen der Gattin erhalten. Die auf diesem Wege erzielten Kinder treten indessen in die vollen Rechte ehelicher Kinder. Die Gattin hat das Recht über ihr Vermögen zu verfügen. Stirbt sie ohne Verfügung, so fällt ein Drittheil dem Gatten, und das übrige ihren Verwandten zu. Mögen meine Leserinnen nun entscheiden, ob sie die türkischen Frauen, zu Folge der kurzen Beschreibung ihres Zustandes, bedauern, oder beneiden.

Kurze Darstellung der Mahomedanischen Glaubenslehre.

Mahomed war unstreitig unter den Religionsstiftern einer derer, welcher den Geist der Völker, mit welchen er es zu thun hatte, den Grad ihrer Kultur, ihre Leidenschaften, und ihre herrschenden Voruttheile, sehr genau zu beurtheilen, und seine Lehre denselben anzupassen wußte. Daher kam es auch, daß sie so schnell um sich griff, und bald die herrschende

in unermeßlichen Ländern wurde. Unsere Absicht ist es, den Lesern eine kurze Uebersicht dieser Lehre zu liefern.

Die Volksreligion, denn Aufgeklärte wissen, so wie überall, manches besser zu würdigen, und die Schale von dem Kern zu trennen, besteht eigentlich in folgenden drey Stücken: in dem Glauben, dem Gebet, und den Reinigungen, nebst andern verdienstlichen Werken. Die Einheit Gottes, und die göttliche Sendung des Propheten, werden dem Muselmann von seiner Kindheit an, und um mich so auszudrücken, mit der Muttermilch, schon so fest eingeprägt, daß sein Glaube daran unerschütterlich wird. Es ist keine Stunde des Tages, in welcher er nicht mit lauter Stimme sein Glaubensbekenntniß: „es ist „nur ein Gott, und Mahomed ist sein Prophet,“ mit lauter Stimme hersagt. Er ist so eifersüchtig auf diese, nur den Gläubigen eigene Formel, daß ein Fremder, welcher es wagen wollte, sie herzusagen, sich nur durch Abschwörung seines Glaubens von den größten Mishandlungen, ja von dem Tode, retten könnte. Eigentlich gibt es fünf jedem Mahomedaner unerläßliche Pflichten: die für jeden Tag festgesetzten Gebete, die Reinigungen, die Feier der Fasten oder des Ramazan's, das Allmosen an Gläubige, welche in der Noth sich befinden, und die Wallfahrt zu dem Grabe des Propheten. Ehe wir ausführlicher über diese Gegenstände sprechen, wollen wir noch einiger andern Erwähnung thun.

Es fanden sich bald, so wie bey jedem neuen Gesetze, vorzüglich bey jeder neuen Glaubenslehre, Menschen, welche den Coran kommentirten, und so ver-

schieden erklärten, daß daraus Sekten aller Art entstanden, deren Anhänger sich wechselseitig hassen und verfolgen. Viele Gesetze sind später gegeben, und nicht allgemein angenommen worden. Von dieser Art sind, die Enthaltung von Schweinefleisch, und dem anderer unreiner Thiere, das Verbot Wein zu trinken, selbst die Beschneidung, u. a. m. Dagegen gibt es Punkte, über welche die verschiedenen Sekten alle gleich denken. Von dieser Art sind: die erhabnen Begriffe von Gott, und seinem Propheten Mahomed, und der Glaube an die Belohnungen und Strafen in einem andern Leben. Nur der Gläubige findet Ruhe im Grabe, die Ungläubigen, und auch die Gottlosen unter den Gläubigen werden fürchterlich in ihren Gräbern geplagt. Die Engel Munkir und Nekir, von denen der eine blau, und der andere schwarz ist, haben das Amt den Verstorbenen im Grabe abzuhören. Der wahre Gläubige antwortet: „Mein Gott ist Gott, der Coran mein Gesetz, und Mahomed mein Prophet," und wird sogleich in das Paradies abgeführt. Die Gottlosen und die Ungläubigen werden von diesen Engeln mit glühenden Hämmern geschlagen, und so lange gequält, bis ihre Fehler abgebüßt sind. Es gibt daher ein Fegfeuer, wo die Nachläßigen die im Leben versäumten Gebete nachholen müssen, und besonders beständig den Coran lesen, wodurch sie endlich gereinigt werden. Das Gebet der Lebenden dient den Verstorbenen zu grosser Erleichterung. Der Körper wird einst auferstehen, und ein grosses und letztes Gericht gehalten werden. Die Engel Kirmen und Katbinn werden dann die Bücher vorlegen, in welchen sie die Handlungen der

Menschen fortwährend eintragen, und diese Handlungen werden auf einer Waage strenge untersucht werden. Das Paradies und die Hölle sind von Anbeginn der Welt an geschaffen, und werden niemals zu Grunde gehen. Diese beiden Gegenstände bildet sich jede Sekte mehr oder weniger schön, oder fürchterlich aus. Nach einigen ist das Paradies von der Hölle nur durch eine Brücke getrennt, welche so dünne als ein Haar, und so schneidend als ein Schwert ist. Die Gerechten gehen festen Fusses und ohne Anstand hinüber, die Gottlosen aber schwindeln, und fallen in den fürchterlichen Abgrund. Das Paradies ist der Ort, in welchem einst Adam wohnte. Da herrscht ein ewiger Frühling, die herrlichsten Palläste, Gärten und Genüße aller Art, und vorzüglich findet man da Huris, das ist Weiber, deren Schönheit niemals welkt ꝛc.

Die Gläubigen werden zu bestimmten Stunden von der Höhe der Thürme, weil sie sich der Glocken nicht bedienen, von den Sängern, welche Muezzin's heissen, zum Gebet zusammen gerufen. Der Sänger stimmt eine Hymne an, welche immer mit den Worten endet: „Ich bezeuge, daß kein anderer Gott, und „Mahomet der Prophet Gottes ist. Kommt zum „Gebet, kommt in den Schutz des Heils. Grosser „Gott! Es gibt keinen andern Gott, als Gott.“ Bey dem Gebete (namaz) müssen gewisse Feyerlichkeiten beobachtet werden, deren einige unerläßlich (furz), andere willkührlich (sunneth) sind. Nothwendige Dinge sind, daß der Betende wenigst das Gesicht und die Hände gewaschen habe; in einer anständigen Kleidung erscheine, und das Gesicht gegen

Mekka wende. Der Betende muß übrigens sich aller irrdischen Gedanken entschlagen, und häufige Verbeugungen machen. Gesetzmäßig wird fünfmal des Tages gebetet, und zwar allemal zur Erinnerung an ein grosses Ereigniß. Das erste Gebet geschieht vor der ersten Dämmerung an, bis zum Aufgang der Sonne. Dieses Gebet ist zum Andenken des Gebetes, welches Adam nach seiner Vertreibung aus dem Paradiese verrichtete, als er nach der fürchterlichsten Nacht die Sonne erblickte, und Gott dafür dankte, ihn der Finsterniß entrissen zu haben. Das zweyte Gebet geschieht gegen Mittag zur Erinnerung des Gebets Abrahams, als er seinen Sohn Isaak opfern wollte. Das dritte Gebet, welches verrichtet werden darf, so bald der Sonnenzeiger einen doppelt langen Schatten wirft, erinnert an das Gebet des Jonas, als er unversehrt aus dem Bauche des Wallfisches hervorgieng. Das vierte Gebet wird nach Untergang der Sonne gehalten zur Erinnerung des Gebets, welches Jesus im Garten hielt. Um Mitternacht endlich geschieht das fünfte Gebet, zum Andenken an Moises. Nebst diesen täglichen Gebeten haben die Mahomedaner Festtäge, an welchen immer noch mehr gebetet wird. Der Freitag wird zum Andenken an die Schöpfung feierlich begangen.

Die zweyte Pflicht, zu welcher jeder Mahomedaner gehalten ist, sind die Reinigungen. Sie bestehen in dem Abwaschen des ganzen Körpers, oder blos einiger Theile desselben. Vor jedem Gebete soll das Gesicht, der ganze Kopf, der Hals, die Hände und die Füsse gewaschen, und der Mund rein gespielt werden. Das Abwaschen des ganzen Körpers ist blos

bey einigen Feyerlichkeiten vorgeschrieben. In den Reinigungen, und den dabey vorgeschriebenen Förmlichkeiten, weichen die verschiedenen Sekten, z. B. die Perser von den Türken, u. s. w. von einander ab, doch bleibt bey allen das Abwaschen vor dem Gebet eine Pflicht, welcher sich kein Gläubiger entziehen darf.

Die Feier der Fasten (ramazan) wird strenge begangen. Der Gläubige muß sich durch viele Gebete und Reinigungen dazu vorbereiten, muß sich aller sinnlichen Vergnügungen enthalten, und darf, so lange die Sonne am Firmament erscheint, nicht die geringste Nahrung zu sich nehmen.

Wohlthätigkeit gegen Dürftige, im eigentlichen Sinne des Worts, Allmosen, ist die vierte jedem Mahomedaner vorgeschriebene Pflicht. Man findet daher auch nirgend ein Land, als z. B. die Türkey, in welchem die Armen und Dürftigen mehr Anspruch auf Unterstützung machen dürfen. Allein unter dieser Pflicht werden nicht nur jene milde Gaben verstanden, welche der Gläubige aus Mitleid seinem dürftigen Mitbruder reicht, sondern vorzüglich alle frommen Stiftungen. Wer zum Besten der Gläubigen irgend etwas gründet, z. B. auf offner Straße, und besonders in Wasserarmen Gegenden einen Brunnen; längs den Straßen Bäume, unter welchen der Ermüdete Schatten, der Hungrige Datteln, oder andere Früchten finden kann; in unbewohnten, unwirthbaren Gegenden eine Caravanserie, das ist, ein Haus, in welchem der Reisende Bequemlichkeit, wenigst Schutz findet, hat eine Stufe im Himmel erworben, vorzüglich aber der, welcher zum Besten der Spitäler, der Kirchen und ihrer Diener rc. irgend

eine Stiftung macht. Es läßt sich denken, nach dem, was in ähnlichen Fällen bey uns geschah, und noch geschieht, wie gut die heiligen Männer die durch das Gesetz vorgeschriebne Wohlthätigkeit zu benutzen wissen. Man findet daher in einem sonst armen Lande Moscheen und Klöster, welche ungeheuer reich sind. Bemerkenswerth für den Denker ist wahrzunehmen, wie erfinderisch der Mensch alles, auch das Heilige, zu seinem Besten, zu wenden weiß. Die Gläubigen in mehrern despotischen, dem Mahometismus unterworfenen Ländern, haben das Mittel gefunden, die ihnen vorgeschriebene Wohlthätigkeit zur Sicherstellung ihres Vermögens zu gebrauchen. Damit die Leser dieses verstehen, ist eine umständliche Darstellung nothwendig.

In allen jenen halb cultivirten Ländern, welche unter dem krassesten Despotismus seufzen, liegt das Leben und das Vermögen aller in der Willkühr des Despoten. Die Grossen des Reichs fallen in Ungnade, die Reichen im Lande erregen die Habsucht, und beide verlieren ihr Vermögen, und schätzen sich glücklich, wenn nicht auch ihr Kopf zugleich gefodert wird. Alle, welche ohne Kinder sterben, beerbt der Despot, und nebst dem gibt es hundert Mittel, das Eigenthum den Unterthanen abzupressen. Um diesen Uebeln abzuhelfen suchten die Geplagten nach einem Mittel, und sie fanden es in der Religion. Alle Güter der Kirche, alle milden Stiftungen, sind von Confiskation und Einziehung gesichert. Sie sind als Eigenthum Gottes anerkannt, und wehe der Hand, welche sich daran vergreifen wollte. Die Gläubigen fanden es daher für gut, um ihr Eigenthum wenigst

zum Theil zu sichern, es der Kirche zu übergeben, und diese war billig genug, den milden Stiftern doch einen Theil ihrer Habe zu überlassen. Diese Stiftungen heißen Wakef, und es ist herkömmlich, daß der Stifter alle seine Besitzungen an die Kirche abtritt, dagegen gibt diese ihm ein Kapital, etwa 10 Pr.C. des Werthes heraus, und überläßt ihm die Verwaltung des Uebrigen unter der Bedingniß einer gewissen jährlichen Abgabe, daher solche Stifter dann als Pächter ihres eignen Guts betrachtet werden können. Der Stifter hat das Recht, einen Verwalter seiner Stiftung (Mutuwauli) und einen Oberaufseher (nazir) welchem der Verwalter jährliche Rechnung ablegen muß, aufzustellen, allein da ihm frey steht, zu diesem Behuf zu wählen, wen er will, so kann er diese Aemter sich selbst, einem seiner Kinder, oder sonst einem Vertrauten übertragen, und sich dadurch einen grossen Theil seiner Einkünfte retten. Die Kirchen, Spitäler rc. sind froh, etwas zu erhalten, und überlassen das Uebrige gerne dem Stifter und seinen Nachkommen. Sie gewinnen genug bey solchen Stiftungen, denn die, in Verhältniß des Ganzen, unbeträchtliche Summen, welche sie herauszahlen, sind durch sicheres Unterpfand gedeckt; sie sind zu keinen Unkosten verpflichtet, denn es liegt dem Pächter ob, sein Gut in gutem Zustande zu erhalten, und im Falle, daß der Stifter, oder seine Nachkommen, ohne Erben absterben, so fällt das Ganze der Kirche rc. zu.

Die Herrscher, welche sahen, daß auf solche Weise ihnen manches entgieng, unterwarfen die Wakief's den strengsten Förmlichkeiten. Die Abtretungsur=

kunde der Guten zum Besten der Kirche muß von der Obrigkeit verfaßt, und richtig eingetragen werden. Der mindeste Verstoß gegen die Förmlichkeit macht, daß die ganze Verhandlung umgestossen wird, und erzeugt einen langwährenden, und kostspieligen Rechtsstreit. Wenn z. B. der Stifter stirbt, und es vernachläßigt hat, seinen Erben zu bestimmen, so tritt die Kirche an dessen Stelle, und alle Verwandten haben keinen Anspruch mehr daran.

Alle ausgestorbnen, und der Kirche ganz anheim gefallnen Wakef's erhalten ihre Verwalter, von der Obrigkeit, so wie für das Beste des Staats gemachten Stiftungen. Von dieser Art sind Stiftungen für die allgemeinen Spitale, Kirchhöfe, Schulen, Wasserleitungen, den Unterhalt der Armen, und der Derwische, eine Art Mönche, welche größten Theils auf öffentliche Kosten erhalten werden. Es gibt sogar Stiftungen für Strassen- und Brückenbau, zum Unterhalt der Festungen rc. Alles, was auf das allgemeine Beste Bezug hat, ist ein Gegenstand der milden Stiftungen. Diese Wakefs zum Besten des Staats werden von den Grossen verwaltet, und sind für sie eine reiche Quelle der Einkünfte. Der Kislar Aga in der Türkey hat die Aufsicht über eine Menge Wakef's, vorzüglich über jene der heiligen Städte Mekka und Medina. Eben so der Mufti, der Grosvezier, der Stattbalter von Romelien, u. m. a. Die Kasse des Kislar Aga ist indessen die reichste, und der Grosherr macht sich kein Gewissen daraus, sie, gegen Empfangscheine jedoch, öfters in Anspruch zu nehmen.

Die fünfte der den Gläubigen auferlegten Pflichten ist die Reise nach Mekka. Sclaven, Minderjährige, Arme, und Kranke sind davon freygesprochen, und auch Reiche können, — was kann der Reiche nicht unter jedem Himmelsstriche mit seinem Gelde? — die Wallfahrt durch einen Stellvertreter verrichten lassen. Der Coran legt es allen Gläubigen auf, wenigst einmal in ihrem Leben die Reise dahin zu unternehmen. Sie sollen ihr Vermögen in zwey Theile theilen. Der eine Theil dient dazu, die Reise zu machen, und der andere, sie nachher zu ernähren. Es ist unglaublich, welch eine Menge Menschen aus den entferntesten Ländern dahin strömen. Sie durchwandern ungeheure Wüsteneien, kämpfen mit Hunger, Durst, und hundert anderen Gefahren, und kehren dann abgemergelt wie Gespenster in ihre Heimath zurück. Stolz blicken die, welche diesen heiligen Ort besucht haben, auf jene herab, welche es nicht thaten oder thun konnten. Sie erhalten den Zunamen h a d g i, und geniessen vieler Vorrechte und Auszeichnungen. Der Muselmann findet in Mekka und Medina viele Gegenstände seiner Verehrung. Der heiligste unter allen ist indessen der schwarze Stein, welchen der Prophet den Rubin des Paradieses nannte. In seinem Mittelpunkte liegt der Vertrag, welchen der Schöpfer am Tage der Vollendung seines Werkes mit allen geistigen Wesen schloß. Bin ich nicht euer Gott? rief er mit lauter Stimme, und sie antworteten: ja, du bist es. Dieser heilige Stein wird am Tage des Gerichts für die zeugen, welche ihn im Leben ehrfurchtsvoll küßten, und gegen alle jene, welche ihre Pflichten vernachläßigten.

Die Diener der Kirche sind bey den Mahomedanern nicht, so wie in andern Religionen, eine eigne, sich von den übrigen Staatsbürgern unterscheidende Klasse der Menschen. Sie treiben nebst ihrem Amte bürgerliche Gewerbe, und kehren, wenn ihr Tagewerk in der Moschee vollendet ist, ruhig an ihre Arbeit zurück. Sie sind der bürgerlichen Obrigkeit Unterthan. Die Richter und Beamten haben das Recht, priesterliche Verrichtungen auszuüben, und diese Abhängigkeit von der bürgerlichen Gewalt macht, daß dieser Stand niemals das Gewicht, und Ansehen erhält, welches er sich in andern Ländern eigen zu machen wußte. Der Landesherr ist oberster Priester, an seiner Stelle aber der Mufti, welcher die Oberaufsicht hat, und eines grossen Ansehens genießt. Die Ulemas beschäftigen sich mehr mit dem theoretischen der Religion, mit Auslegung des Corans und der Gesetze, als mit dem eigentlichen Kirchendienste. Wirkliche Kirchendiener sind: die Prediger in den Moscheen (Cheik's); die Leser (Kiatib's) welche den eigentlichen Priesterdienst versehen; die Vorbeter (Imams); die Ausrufer (Muezzin's), welche die Gläubigen von der Höhe der Thürme zum Gebet berufen, und die Psalmen anstimmen, und die Aufseher und Wächter der Kirche (Cagie's) welche eigentlich den Dienst der Sacristanen versehen. Auf dem Lande, und in jenen kleinen Orten, wo keine öffentliche Schulen sind, besorgt der Imam auch den Unterricht der Kinder. Uebrigens genießt jeder Diener der Kirche bey den Mohamedanern nur jene Achtung, welche er sich durch seine Rechtlichkeit und guten Eigenschaften zu erwerben weiß.

Es fanden sich indessen bey den Mahomedanern bald auch Menschen, welche es angenehmer fanden, sich von andern füttern zu lassen, und auf Unkosten anderer zu leben, als ihr Brod im Schweiße ihres Angesichts zu verdienen. Dieses sind die verschiedenen Arten der Derwische, welche in mancher Hinsicht unsern Mönchen gleichen, in mancher anderer aber wieder sehr davon verschieden sind. Es gibt deren verschiedene Gattungen. Einige leben einsam, in Schmutz und Unrath, wilden Thieren nicht unähnlich; andere in Gesellschaft, in prächtigen Pallästen, und im Ueberfluß. Die einen wie die andern zeichnen sich aber durch besondere Gebräuche aus, und suchen dadurch sich Ansehen, Zulauf des Volkes, und den Ruf der Heiligkeit zu erwerben. Man zählte nur allein im türkischen Reich zwey und dreißig verschiedene Arten derselben, deren einige aber nach und nach wieder erloschen, und ihrer nur mehr in den Jahrbüchern gedacht wird. Jede Art der Derwische hat ihre eignen Gebräuche. Einige heulen ihre Gebete so lange, und mit solcher Anstrengung daher, daß sie endlich vor Erschöpfung dahin sinken. Andere finden es verdienstlich zu tanzen. Sie drehen sich so lange im Kreise umher, und machen so fürchterliche Verdrehungen ihres Körpers, daß ihnen am Ende der Athem gebricht. Es gibt sogar eine Art der Derwische, welche sich die militärische nennt. Man findet sie bey allen Truppenabtheilungen, besonders bey den Janitscharen, wo sie in grossem Ansehen stehen, und die Dienste der Feldprediger versehen. Der Pöbel, hiezu gehören nicht blos Menschen von niedriger Geburt, sondern alle in Unwissenheit und groben Vorurtheilen

lebende Menschen, hält die Derwische für Heilige, und Helfer in jeder Noth. Man wallfahrtet zu ihnen, und überhäuft sie mit Gaben und Geschenken. Verschiedene aufgeklärte Veziere wollten schon dem Unwesen steuern, und diese heiligen Müßiggänger zur Arbeit und Ordnung anhalten, allein es war ihnen unmöglich, durchzudringen. Der schwärmerische Pöbel glaubt, daß die Vernichtung der Derwische Fluch und Unglück über das Land bringen würde. Man sieht, daß die Thorheiten der Menschen sich unter allen Himmelsstrichen ähneln.

Eine Eigenheit des Volksglaubens ist die Lehre von der Predestination. Ihr zu Folge trägt jeder Mensch mit für Menschenaugen unleserlichen Buchstaben sein ganzes Schicksal, alles was ihm im Leben merkwürdiges begegnen wird, die Stunde seines Todes, und das, was er jenseits zu erwarten hat, verzeichnet. Daher die Gleichgültigkeit der Türken gegen drohende Gefahren. Herrscht die Pest, oder eine andere ansteckende Krankheit, so bleiben sie ruhig, und ergreifen nicht die mindeste Vorsichtsmaasregel, denn gegen das Schicksal darf sich der Mensch nicht sträuben. Trift Jemanden ein Unglück, verliert er sein Hab und Gut, so tröstet er sich mit dem Gedanken: es war im Buche des Schicksals so und nicht anderst verzeichnet, und wandert ruhig in das größte Elend. Liegt Jemand krank, und dem Tode nahe, so dankt er, daß die an der Stirne verzeichnete Todesstunde angerückt sey, wendet sein Angesicht nach Mekka, und schließt die Augen für immer, ohne zu murren. Man sollte glauben, daß diese hohe Zuversicht auf ein unwandelbares Fatum den Muth der

Heere stählen, und sie unüberwindlich machen sollte, allein die Erfahrung hat das Gegentheil gelehrt. Der Mahomedaner, vorzüglich der Türke, wird einige Angriffe mit Wuth und Unerschrockenheit thun, zu welchem ihn wohl der Gedanke, daß, wenn es nicht von dem Schicksal bestimmt ist, kein Säbel ihn verwunden, keine Kugel ihn treffen wird, verleiten kann. Wenn aber diese erste Angriffe glücklich abgeschlagen werden, dann tritt Muthlosigkeit an die Stelle des ersten Feuers. Der Vorurtheilsvolle Mensch ist scharfsinnig genug, seine Irrthümer immer nach Willkühr zu drehen und anzuwenden. Die muthlosen Krieger kehren dann den Feinden den Rücken. Sie erklären dann, daß längerer Kampf gegen die Vorsehung wäre, und keine Gewalt ist mehr im Stande, sie zum stehen zu bringen.

Bey diesem festen Glauben an eine Vorherbestimmung sollte man denken, daß die Mahomedaner fern von allem andern Aberglauben fest durch das Leben hinwandeln, ruhig abwartend, was das Schicksal über sie beschlossen hat, allein sie liefern den Beweis, daß der rohe und unaufgeklärte Mensch in allen Ländern, und in allen Religionen gleich ist, nemlich inconsequent, und ein Raub der unsinnigsten Vorurtheile. Die Mahomedaner fürchten sich sehr vor Bezauberungen. Sie behängen daher ihre Kinder mit Amuletten, und Reliquien, welche die Kraft haben sollen, vor Unfällen zu bewahren. An der Thüre aller Häuser findet man Segenssprüche, welche den Zauber der Neider abhalten. Die Pferde werden mit Rosenkränzen behangen, damit ihnen und dem Reiter kein Unglück begegne, und die Mutter, ungeachtet ih-

ihre Kinder mit Amuletten und Talismanen behangen sind, eilen, wenn sie die Blicke irgend einer Neiderin fürchten, ihnen in das Angesicht zu spucken, um den schädlichen Wirkungen des Neids zuvorzukommen. Mahomeds Fahne ist ein Heiligthum. Kein Ungläubiger darf sie berühren. Sie wird während des Friedens sorgfältig aufbewahrt, und nur dann, wann der Grosherr oder der Grosvezier selbst zu Felde ziehen, mit grossen Feierlichkeiten hervor genommen. Jeder Gläubige erhebt dann zitternd seine Augen zu ihr, und wähnt sich durch den blossen Anblick schon geheiligt. Die Schleier, deren der Grosherr jährlich einen nach Mekka schickt, um damit das Heiligthum zu bedecken, werden den Grossen und Vornehmen Stückweise zum Geschenk gemacht. Glücklich der Sterbliche, welcher ein Stückchen von einem solchen Schleier erhält. Er nähet es in seine Kleider, überzeugt, daß es ihn vor allem Unglück bewahren, und ihm den besondern Schutz des Himmels zuziehen wird. Es wird ihm mit in das Grab gegeben, und dient dazu, als ein Beweis seiner Anhänglichkeit an den Glauben, ihm den Eintritt in das Paradies zu erleichtern.

Die Mahomedaner halten es für verdienstlich das Andenken der Heiligen zu ehren, und sie im Gebet anzurufen, obwohl sie nicht glauben, daß die Heiligen, Mahomed ausgenommen, welcher väterlich für die Gläubigen sorgt, Antheil an dem Schicksal der Lebenden nehmen. Eine solche Vorsorge, sagen sie, würde zu mühsam für sie seyn, und sie in den Freuden des Paradieses beunruhigen. Sie glauben, daß alle Selige gleiche Freude in dem Paradies genießen, mit Ausnahme Mahomeds, und vier seiner ersten

Nachfolger im Califat. Diese bewohnen den schönsten und erhabensten Theil des Paradieses, und genießen reinere Freuden. Die Gräber jener Fanatiker, welche im Leben durch besondere Handlungen, und Kreuzigungen ihres Körpers sich auszeichneten, und dadurch den Namen der Heiligen erwarben, sind ein besonderer Gegenstand der Verehrung. Bey den Türken heissen sie Derwische, und wir haben schon oben von ihnen gesprochen, und in andern Ländern werden sie Santos genannt. Es ist unglaublich, was für Vernunftwidrige Handlungen diese Schwärmer unternehmen, um die Aufmerksamkeit des Pöbels zu erregen, und sich den Geruch der Heiligkeit zuzuziehen. Einige stehen immer unbeweglich an einer Stelle, andere verdrehen stets, wie Wahnsinnige, den Körper, und geben sich selbst fürchterliche Schläge. Manche setzen sich nakt mit der größten Unverschämtheit den brennenden Sonnenstrahlen aus. Viele entsagen der Sprache, und bleiben für ihr ganzes übriges Leben stumm. Hier singen einige Tag und Nacht mit der größten Anstrengung, bis sie vor Ermattung niedersinken. Dort wälzen sich andere, wie Schweine im Schlamm, und Dornen umher. Alle betragen sich mehr oder weniger wie Wahnsinnige, lassen sich aber dafür auf anderer Kosten füttern. Die Gräber dieser Heiligen nun werden häufig besucht. Kranke hoffen die Gesundheit, Betrübte Trost zu erhalten. Die Betenden bringen Opfer aller Art an die Ruhestätte der Verstorbenen, welche sich dann die lebenden Wächter trefflich schmecken lassen, und der armen Betrogenen im Herzen spotten. Tout comme chez nous.

Ueber einige besondere Gebräuche der griechischen Kirche.

Der Stifter des Christenthums predigte nur ein Evangelium, nur eine und die nemliche Lehre, allein seine Nachfolger änderten in der Folge so manches, deuteten es verschieden, nach ihren Ansichten, Vorurtheilen, auch wohl Leidenschaften, daß Spaltungen entstanden, und sich verschiedene Kirchen und Sekten bildeten, welche sich gegenseitig verkezerten, und mehr oder weniger brüderlich haßten und verfolgten. Die griechische Kirche hatte einst ihren Siz in Konstantinopel, bis Mahomeds Lehre sie verdrängte. Zu ihr bekennen sich eine Menge Völker in allen Welttheilen, vorzüglich das ganze europäische Rußland, nebst allen in andern Welttheilen dazu gehörenden Ländern, als Sibirien, Astracan, Casan, Georgien, u. a.

Der griechische Ritus kömmt in vielen Stücken mit dem römischen überein, doch in einigen weichen beede wesentlich von einander ab. Die griechische Kirche hält sich nicht für unträglich, und ist daher nachsichtsvoller und verträglicher, als ihre Schwester. Sie nimmt, so wie die römische, sieben Sakramente an, und die herrschenden Gebräuche bey Ertheilung derselben zeugen von dem höchsten Alterthum. Es läßt sich nicht verkennen, daß viele dieser Gebräuche von den Juden, und den heidnischen Völkern entlehnt wurden.

Wenn ein Kind geboren ist, so begiebt sich der Priester in das Haus, und betet über der Wöchnerin und dem Kinde. Acht Tage später wird das Kind nach der Kirche gebracht, wo es eingesegnet wird,

und den Namen irgend eines Heiligen erhält. Am zwey und dreißigsten Tage erhält die Mutter die Reinigung in der Kirche, das Kind muß dem bösen Geist entsagen, und wird nun durch ein dreimaliges Untertauchen getauft. Mit der Taufe wird sogleich die Salbung mit heiligem Oehle verbunden, welche man als das Siegel des h. Geistes betrachtet, und viel Aehnlichkeit mit der Firmung der römischen Kirche hat. Sieben Tage nach dieser Salbung erhält das Kind eine Ablution, und die Tonsur. Es werden dem Kinde auf dem Scheitel einige Haare in Form eines Kreuzes abgeschnitten, und diese Haare feierlich als ein Opfer dargebracht.

Die griechische Kirche glaubt an die Transsubstantion, und reicht das Abendmahl unter beiden Gestalten, doch mit dem Unterschiede, daß die Layen das Brod in den Wein getaucht erhalten, die Priester aber das Brod und den Wein getrennt genießen.

Die bey den Trauungen üblichen Gebräuche der griechischen Kirche verrathen am mehrsten ihr hohes Alterthum. Man findet da die hochzeitliche Fackel, den heiligen Becher, den Schleier, den Kranz, und andere Gebräuche, welche offenbar von den Juden, und andern alten Völkern entlehnt sind. Die Trauungen geschahen ehedem durch mehrere unterbrochene Zeremonien, welche aber itzt ununterbrochen folgen. Das Verlöbniß geschieht von dem Priester und in der Kirche. Der Priester erwartet die Brautleute stehend vor dem Altar, auf welchem zwey Ringe liegen. Bey ihrer Ankunft bekreutzt er sie dreimal auf der Stirne, ergreift dann die eheliche Fackel, und gibt sie ihnen in die Hände. Nun segnet er sie ein,

betet über sie, und endet sein Gebet mit den Worten: „O Herr, unser Gott! der du unter den Heiden deine Kirche als eine keusche Jungfrau wähltest, segne diese Ehe; vereinige deine Diener, und erhalte sie in Friede und Eintracht! Amen." Er erinnert die Verlobten an das Verlöbniß Isaaks und der Rebecca, dessen Sinnbild ein Ring war. Er nimmt die Ringe von dem Altar, berührt damit die Stirne der Verlobten in Form eines Kreuzes, und übergibt sie ihnen, welche sie dann in seiner Gegenwart wechselseitig austauschen.

Nach geendigtem Verlöbniß folgt sogleich die eigentliche Trauung, welche die eheliche Bekränzung genennt wird, weil die Brautleute wirklich Kränze erhalten, die ehedem aus Rosen, itzt aber, nach dem Stande und Vermögen der Brautleute, aus Gold und Silber bestehen, und manchmal von grossem Werthe sind. Die Verlobten treten nun, die hochzeitliche Fackel in den Händen haltend, vor das Allerheiligste. Der Priester begrüßt sie mit dem Rauchfaß, und der Chor stimmt den hochzeitlichen Gesang an, in welchem alle Umstehenden einstimmen. Nach beendigtem Gesang wendet sich der Priester an den Verlobten, und frägt ihn, ob er die Gegenwärtige als Gattin anerkennen wolle? Ob er keiner andern die Ehe versprochen habe? Nach erhaltener Antwort thut er die nemlichen Fragen an die Braut, und nun bekränzt er beede unter feierlichem Gebet für ihr Glück, welchem die förmliche Einsegnung folgt, mit den Worten: „der Diener Gottes ist bekränzt für die Dienerin Gottes (und umgekehrt), im Namen des Vaters, des Sohns, und des heiligen Geistes.

So bald die Einsetzung vorüber ist, wird der heilige Becher gebracht, während der Priester die Epistel Pauli über die Pflichten des Ehestandes mit lauter Stimme abliest. Er reicht den Becher dreimal dem Bräutigam, und eben so oft der Braut, und führt dann die Eingesegneten dreimal im Kreise von Osten nach Westen umher, indem er zu dem Manne spricht: „Sey erhaben wie Abraham, gesegnet wie Isaak, und fruchtbar wie Jakob, indem du im Frieden wandelst, und die Gebothe Gottes treu erfüllst!“ Zu der Frau aber sagt er: „Sey erhaben wie Sara, zufrieden wie Rebecca, und fruchtbar wie Rachel. Sey glücklich in deinem Manne! Amen.“

Die griechische Kirche glaubt an die Predestination. Zu Folge diesem Grundsatz hat der Mensch wohl freyen Willen, allein er wird niemals einen andern Weg einschlagen, oder anders handeln, als es die göttliche Vorhersehung von Anbeginn der Welten an schon wußte, und voraus sah. Die Anrufung der Heiligen ist erlaubt, aber nicht vorgeschrieben, bey dem Pöbel indessen, besonders in Rußland wird dieser Gegenstand sehr übertrieben, so wie in allen Ländern der Pöbel, der Gemeine sowohl, als der Vornehme, seine Gränzen kennt. In jedem Hause findet man die Bilder eines oder mehrerer Schutzheiligen. Der Bauer begrüßt sie, wenn er geht, und wenn er kömmt. Er schmückt die Altäre festlich, und bey den Wohlhabendern brennen Tag und Nacht Lampen vor denselben. Bey jeder Unternehmung, und besonders in jeder Gefahr, wird der Schutzheilige um Hülfe angerufen, und grösseres Vertrauen auf ihn, als auf die göttliche Hülfe gesetzt.

Das Fegefeuer erkennt die griechische Kirche nicht an, doch hält sie es für verdienstlich sich der Abgestorbenen zu erinnern, und zu ihrem Andenken zu beten, oder andere fromme Werke zu thun, daher bey Todesfällen, so wie in der römischen Kirche, mehrere Gottesdienste, und alle Jahre eine allgemeine Feier zum Andenken der Verstorbenen gehalten werden. Bey den Leichenbegängnissen herrschen verschiedene sonderbare Gebräuche, mitunter auch sehr viel Aberglaube. Der Verstorbene muß verschiedene male gewaschen werden, und man hält das Beywohnen dieser Handlung für so verdienstlich, daß, wenn eine Leiche irgendwo liegt, Reiche und Arme herbei strömen, um der Abwaschung derselben beizuwohnen. Das hiezu gebrauchte Wasser ist heilig, die Umstehenden besprengen sich damit, und viele drängen sich im heiligen Eifer herbey, um von diesem Wasser, sollte auch der Todte an einer ansteckenden Krankheit verstorben seyn, zu trinken. Mehrere Reisende, welche ein Vergnügen daran finden, selbst erfundene Abentheuerlichkeiten, als Wahrheiten zu verbreiten, behaupteten, daß die Anhänger der griechischen Religion, vorzüglich die Russen, den Verstorbenen einen von dem Popen unterzeichneten Reisepaß mit in das Grab geben, um sich damit den Eintritt in das Paradies zu verschaffen. Das ist nicht der Fall, doch geschieht es manchmal, daß man dem Todten das Glaubensbekenntniß, und ein reumüthiges Bekenntniß der Sünden und Fehler, in den Sarg legt, welches aber mehr ein frommer Eifer des Hinterlassenen, als eine wirkliche Vorschrift der Kirche ist.

Die bey den Begräbnissen üblichen Gebete des griechischen Ritus sind von grosser Schönheit, und wir glauben, den Lesern einen Dienst zu erweisen, einige derselben wörtlich hier anzuführen. Bey dem offnen Grabe spricht der Priester: „Alles auf dieser Erde ist wie ein Schatten, welcher wie ein Traum vorübergeht, und am Grabe verschwindet. Alles, was nicht über das Grab hinausreicht, ist eitel. Laßt uns Gott bitten, daß er dem Bruder, welcher uns verließ, Ruhe und Frieden schenke. Wo bleiben die menschlichen Leidenschaften? wo die Träume irdischer Freuden? wo Gold und Reichthümer? Betrachtet diesen Sarg, dieses enge Grab. Verleihe, o Herr! welcher niemals stirbt, unserm abgeschiedenen Bruder, die ewige Ruhe." Nun wird der Sarg eingesenkt, und mit Erde bedeckt. Während dieses geschieht, spricht der Priester folgende Worte: „Brüder, Verwandte und Freunde! hier liege ich ohne Athem, ohne Bewegung. Gestern noch unterhielten wir uns, unsere Blicke begegneten sich, und heute hat der Tod meine Lippen versiegelt, meine Augen geschlossen. Nahet euch alle, die ihr mich liebtet, und saget mir: Lebe wohl! Ihr werdet meine Stimme nun füran nicht mehr hören. Ich stehe nun vor dem Richter, in dessen Augen der Herr und der Diener, der Fürst und der Unterthan, der Reiche und der Arme gleich sind. Ich flehe euch an, meine Brüder! bittet zu Gott, daß ich meiner Sünde wegen nicht mit den Gottlosen gestraft, sondern in das ewige Licht eingeführt werde." Wenn das Grab mit Erde gefüllt ist, wendet sich der Priester zu den Umstehenden, und sagt: „Nahet euch meine Brüder! und sehet, aus

welchem Staube wir gebildet sind. Der Reiche und der Arme, der Herr und der Sclave, wir alle sind Asche und Staub. Die Jugend wird wie eine Blume abgemäht; Schönheit vergeht, und Ansehen und Reichthum verschwindet. Könige und Fürsten, Richter und Mächtige, Reiche und Arme, alle müssen verwelken, sterben, und in den Staub sinken. Betrachtet diesen einst kräftigen Körper. Die Augen sind geschlossen, die Hände und Füsse unbeweglich, die Sinne abgestorben, die Zunge starr, und zum ewigen Stillschweigen verurtheilt. Alles, alles hat das Grab verschlungen, denn alle menschlichen Dinge sind nur Eitelkeit. Höre unsere Bitten, o Mutter der Sonne, welche niemals untergeht! Bitte bey deinem göttlichen Sohne, daß der, welcher uns verlassen hat, die ewige Ruhe erhalte, und in den Kreis der Gerechten aufgenommen werde! Amen.

Von der Pest, und ihren Verwüstungen, in ältern Zeiten, und auch jetzt noch in den türkischen und andern Ländern.

Die Pest, diese fürchterliche Geisel der Menschheit, war schon den Völkern der ältesten Jahrhunderte bekannt, allein sie kannten, eben so wenig, als wir, die wir in neuern Zeiten die mühsamsten Nachforschungen darüber veranstalteten, den eigentlichen Ursprung, und Grundursache derselben. Das scheint in-

dessen gewiß, daß sie ihren Grund in verschiedenen, moralischen sowohl, als physischen Ursachen habe. Die Erfahrung lehrte uns, daß diese fürchterliche Krankheit immer in jenen Ländern am öftesten, und am fürchterlichsten wüthete, welche in der Barbarey und unter dem Drucke eines eisernen Despotismus seufzten. Griechenland und Egypten hatten in den Zeiten ihres Flores, als gute Gesetze und Aufklärung herrschten, wenig und nur vorübergehend davon zu leiden, und jetzt, da die Gesetze dem Despotismus weichen mußten, da Land und Menschen allmählig verwilderten, werden diese Länder fast alle Jahre davon heimgesucht. Auch unsere europäischen Länder wurden in frühern Zeiten oft, und gerade in jenem Zeitpunkt, als Unruhe, Unordnung, und Druck den höchsten Grad erreicht hatten, am öftesten von der Pest verwüstet. In dem Maaße aber, als Ordnung zurückkehrte, weise Gesetze die Oberhand erhielten, die Menschen dadurch glücklicher, die Länder blühender und bebauter wurden, wurde diese Plage seltener, und verschwand endlich ganz. Unter dem Drucke wird das Land schlecht bebaut; Sümpfe und Moräste entstehen, und hauchen giftige Dünste aus; der gedrückte Mensch wird muthlos, und arbeitet nur so viel, als er schlechterdings muß; er nährt sich schlecht, kleidet sich schlecht, und versinkt in Schmutz und Unreinlichkeit; der Geist verwildert eben so sehr, als der Körper, und füllt sich mit Aberglauben, und Vorurtheilen aller Art, welche einer vernünftigen Vorsorge für die Gesundheit gerade entgegen sind. In diesen Quellen, glaube ich, müssen wir den Ursprung, und das Umsichgreifen der Pest aufsuchen.

Die Geschichte lehrt uns, daß die ältesten Völker, die Juden, die Egypter, Griechen &c. häufig von dieser Krankheit heimgesucht wurden, welche sie, weil sie dieselbe als eine von der Gottheit verhängte Strafe betrachteten, die heilige nannten. Der römische Staat wurde oft von ihr verwüstet, und von da gieng sie in andere europäische Länder über. Man hat berechnet, daß von August's Zeiten an bis zur Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts hundert Ausbrüche der Pest waren, und folglich diese Krankheit fast alle 20 Jahre wüthete. Später ergrifen die Regierungen solche Maasregeln, und die Menschen wurden so klug und vorsichtig, daß diese Geisel der Menschheit gänzlich schwand, oder die Ansteckung doch nur schwach und vorübergehend war.

In den Morgenländern, vorzüglich aber in den türkischen Provinzen, und in der Hauptstadt dieses Reichs, wüthet diese fürchterliche Krankheit oft, und heftig. Viele Schriftsteller schrieben das öftere Erscheinen dieser Krankheit der Unreinigkeit der Türken zu, allein sie scheinen nicht gut unterrichtet gewesen zu seyn, und nicht selbst an Ort und Stelle beobachtet zu haben. Man versündigt sich wahrlich, wenn man der Türken Unreinlichkeit Schuld gibt. Schon ihre Religion haltet sie zur Reinlichkeit an. Der Mahomedaner ist gehalten, fünfmal des Tages Füsse, Arme und Gesicht, und wenigst einmal in der Woche den Körper zu waschen. In den Häusern wird keineswegs die Reinlichkeit verabsäumt. Es ist Sitte, die Schuhe und Pantoffeln an der Thüre der Zimmer stehen zu lassen; der Boden ist gewöhnlich mit Matten, in den Häusern der Reichen aber mit Teppichen

von grossem Werthe belegt, und das Innere der Häuser wird oft gereinigt und gewaschen. Bey solchen Umständen kann die Unreinlichkeit, selbst bey der niedern Klasse des Volkes nicht so groß seyn, daß sie die Quelle der Pest werde. Die Sorglosigkeit der Türken, und ihre grosse Anhänglichkeit an Fatalismus mag die Ursache seyn, daß sie keine Vorkehrungen treffen, welche bey dem Erscheinen ansteckender Krankheiten von aufgeklärten Regierungen sogleich getroffen werden. Die Polizei nimmt keine oder nur schwache Vorsichtsmaasregeln. Die von der Krankheit Angesteckten werden nicht abgesondert, und man sieht es gleichgültig mit an, daß mit den Kleidern der an der Pest Verstorbenen in den Spitälern Handel getrieben werde. Zu dem, so sind die Kleider der Türken von der Art, daß sie nicht, wie unser Leinengeräth gereinigt werden können, da sie größtentheils aus Wolle, Baumwolle, Seide, und Pelzwerk bestehen. Uebrigens wirken mehr oder weniger jene oben angegebnen Ursachen. Das Land wird wegen des Drucks schlecht bebaut, und ungesund, der Sclave wird muthlos, der Körper und der Geist verwildern, u. s. w.

Man versuchte in verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten verschiedene Mittel, theils gegen die Pest zu schützen, theils sie zu behandeln und zu heilen, ohne jedoch noch etwas Bestimmtes darüber gefunden zu haben. Man betrachtet den Knoblauch, besonders den Scordien oder Wasserknoblauch, den Essig, das Quecksilber, den Mohnsaft, Wein und starke Getränke, als gute Verwahrungsmittel gegen die Pest. Der Mailänder Valli, welcher die Pest, und

ihre Fortschritte genau beobachtete, und sich zu diesem Ende dieselbe sogar einimpfte, empfiehlt den Gebrauch des Indigo als Verwahrungsmittel, und vor allem einen heitern Sinn. Nichts schadet, nach seiner Behauptung, mehr, und befördert so sehr die Ansteckung, als Muthlosigkeit, Furcht, und eine kranke Einbildungskraft. Man soll sich daher, wenn diese Krankheit herrscht, immer aufzumuntern suchen. Schon in ältern Zeiten und auch neuerlich gebrauchte man das Oel, sowohl innerlich, als zu Einreibungen mit gutem Erfolge. Diese Einreibungen befördern die Ausdünstung, und erleichtern den Körper. Auch in dem, in unsern Zeiten erschienenen gelben Fieber sollen diese Einreibungen gute Dienste geleistet haben. Uebrigens gründet sich diese Behandlungsart auf gemachte Erfahrungen. Die Coulis, das ist die Arbeiter in den grossen in Tunis befindlichen Oehlmagazinen, nähren sich fast durchgehends von Oehl und Brod. Ihre Kleider, so wie ihr ganzer Körper, sind immer von Oehl beschmutzt, und triefend. Sie genießen der festesten Gesundheit, und so oft auch die Pest in diesem Lande wüthet, so hat man noch kein Beyspiel, daß ein Couli von dieser Krankheit angesteckt worden wäre. Aderlässen sind bey Pestkranken fast immer tödtlich.

In Konstantinopel, wo die Pest so oft herrscht, fürchtet man sich sehr wenig vor ihr, welches wohl von der Gewohnheit, größten Theils aber von dem Vertrauen der Türken auf den Fatalismus herrühren mag. Thornston in seiner Darstellung des gegenwärtigen Zustandes der Türkey erzählt ein Beyspiel einer fürchterlich ausgesonnenen Rache. Der

englische General Stuart hatte in Egypten den Kapitän-Pascha gezüchtigt, welcher gegen alle Verträge, den egyptischen Bey's, welche unter englischem Schutze standen, nach dem Leben gestrebt hatte. Nach erfolgtem Frieden wurde der nemliche General nach Konstantinopel geschickt, wo er Audienz bey den angesehensten Staatsdienern hatte. Der Capitän-Pascha beschloß sich zu rächen. Er ließ zu diesem Ende zwey Pestkranke in ein kleines, von allen Seiten verschlossenes Zimmer in seinen Pallast bringen, wo sie auch wirklich starben. Hier, in dieser verpesteten Luft, empfieng der Türke, welcher sich auf sein Fatum verließ, den englischen General, und hoffte, daß dieser unfehlbar angesteckt werden würde. Seine Hoffnung wurde indessen getäuscht, denn, sey es, daß Stuarts Körper nicht zur Ansteckung geeignet war, oder daß, weil er die schändliche Absicht des Pascha nicht kannte, die Furcht keinen Einfluß auf ihn hatte, — er blieb von aller Pest frey.

Ueber die Consularwürde bey den Völkern verschiedener Jahrhunderte.

Die Leser werden uns vielleicht Dank wissen, wenn wir ihnen einen Auszug aus einem Werke, über die Entstehung, den Wirkungskreis und den Einfluß der Consularwürde bey den Völkern verschiedener Jahrhunderte, das Vollständigste, welches über diesen Gegenstand noch geschrieben wurde, liefern. Es enthält

für die Geschichte, vorzüglich für die des Handels, wichtige, und zum Theil noch wenig bekannte Thatsachen. Der Verfasser, Herr Warden, war amerikanischer Generalconsul zu Paris, und die Wichtigkeit seines Postens ist Bürge dafür, daß er der Mann ist, die Quellen zu benutzen, und daß er aus den ächtesten Quellen schöpfen konnte. Er eignete seine Schrift seiner Regierung zu, und seine erste Absicht, als er die Feder ergriff, mag wohl blos die gewesen seyn, seine Regierung auf einige Gebrechen in Hinsicht der amerikanischen Consuln aufmerksam zu machen. Die Wichtigkeit des Gegenstandes machte indessen, daß er in der Folge mehr auf das Allgemeine übergieng. Er zeigt aus der Geschichte, daß das Amt der Consuln schon bey den ältesten Völkern bekannt war, nur mit dem Unterschied, daß der Zweck, und auch der Wirkungskreis nicht überall der nemliche war. Er endet sein Werk mit einer Darstellung des Consularsystems bey den wichtigsten Handeltreibenden Nationen unserer Zeit, und fügt gelegentlich Notizen aus dem Leben einiger berühmter Consuln bey.

Als nach der Vertreibung der Tarquine, das Königthum in Rom abgeschafft wurde, übertrug man die oberste Gewalt zwey Pretoren, welche später Consuln genannt wurden. Schon der Name zeigt, daß sie nicht die Herren, sondern die ersten Räthe des Staats seyn sollten. Diese Staatsverwaltung dauerte zwar nicht lange, allein der Name Consul, als ein der Freyheit geheiligter Name, erhielt sich noch mehrere Jahrhunderte, und die ersten Kaiser schämten sich nicht, diesen Titel zu führen. Als die Consuln nicht mehr die ersten Personen im Staate waren, so

wurde dieser Titel jenen beygelegt, welche beauftragt waren, den Handel der Unterthanen in den Häfen zu schützen, und in Streitigkeiten, welche den Handel betrafen, zu erkennen. Die Geschichte aller Völker des Alterthums zeigt, daß sie eigne obrigkeitliche Personen hatten, welche über den Handel mit den Ausländern wachen mußten. Bey den Griechen hießen sie Proxene, und waren beauftragt, die Fremden zu empfangen, für ihren Unterhalt zu sorgen, und in den Streitigkeiten fremder Kaufleute Vermittler, oder Richter zu seyn. In Sparta war dieses Amt eine grosse Auszeichnung, und die Belohnung der Verdienste um das Vaterland. Die Proxene empfiengen da die fremden Gesandten, wohnten den Staatsversammlungen bey, und hatten bey allen öffentlichen Festen den Vorsitz. Alcibiades bekleidete diese Stelle bey den Lacedemoniern, und ihm wurden deßwegen die zu Sylos gemachten Bürger von Sparta zur Aufsicht anvertraut. Er benutzte später zu Sparta die Vorrechte dieses Amtes, um seine Rache gegen Athen zu befriedigen. Die Proxene durften in Athen, bey vorfallenden Gelegenheiten, nur von den Archonten gerichtet werden. Die Delier bewilligten den Ihrigen durch eigene Dekrete das Recht, bey den Opfern und öffentlichen Festen den Vorsitz, und in den Versammlungen des Senats, und des Volkes, freyen Zutritt zu haben. Die Proxene befestigten schon damals, so wie die Consuln neuerer Zeiten, an ihren Wohnungen die Wappen derjenigen Städte, deren Agenten sie waren. Der Seehandel, welchen die griechischen Staaten betrieben, machte, daß sie noch andere Beamten aufstellten, welche alle Geschäfte besorgen mußten.

ten, die dahin Bezug hatten. Sie hießen Nautodichai, und begaben sich in die Häfen, und auf die Schiffe, um alle Streitigkeiten zwischen den Seeleuten zu schlichten. Die, welche die Angelegenheiten des Landhandels besorgten, hießen Pantodichoi.

Die Geschichte des Alterthums beweist, daß die Völker damals sehr beschränkte Begriffe von Recht und Billigkeit gegen andere Handeltreibende Nationen hatten. Der Mächtigere übte das Recht des Stärkern aus, und behandelte alle jene, welche seine Gunst durch Opfer nicht erkauften, oder auf welche er eifersüchtig war, als Feinde. So machten es die Phönizer, und die Carthaginenser, welche beide ihren Glanz dem Handel, vorzüglich dem Seehandel, zu danken hatten. Sie behandelten ihre Nebenbuhler mit der Grausamkeit des Geizes, welche weit gefährlicher ist, als jene, welche durch den Ehrgeiz erzeugt wird. Die Tyrier, jene Nebenbuhler der Phönizier, übten des Handels wegen die größten Grausamkeiten aus, und behandelten alle die, welche weniger reich waren, als sie, mit Geringschätzung. So lange die Carthaginenser Herren von Sardinien waren, durfte kein fremdes Schiff in einem ihrer Häfen landen, und jeder fremde Seemann, welcher auf ihrem Gebiete getroffen wurde, wurde in das Meer geworfen, oder einem andern, noch grausamern Tode überliefert. Erst späterhin wurde es, durch einen eignen Vertrag, den römischen Schiffen, welche durch Sturm gelitten hatten, erlaubt, in einen ihrer Häfen auf einige Tage nur einzulaufen, um sich auszubessern. Polyb redet von einem andern Vertrage, vermöge welchem den Römern aller Handel mit Sar-

dinien, und mit Afrika verboten war, die Carthagineuser aber viele Handelsfreiheiten in Latium erhielten. Die Rhodier, welche durch eine geraume Zeit Herren des Seehandels waren, scheinen das einzige Volk des Alterthums zu seyn, welche die Gesetze der Billigkeit gegen andere Nationen anerkannten, und ausübten. Ihre Häfen waren für alle Handeltreibende Nationen offen, und die fremden Schiffe genossen Schutz und Gerechtigkeit. Die schottischen Gesetze wurden späterhin in Rom durch die Auguste und Antonine für alles, was auf die Schiffahrt und den Handel Bezug hatte, angenommen. Die Römer schätzten eigentlich den Handel gering, sie trugen aber doch Sorge, daß er mit Ordnung, und unter dem Schutze der Gesetze betrieben wurde. Sie hatten eigene Beamten, welche für die Erbauung, und Bemannung der Schiffe sorgen, die auf der Tiber angekommene Waaren, vorzüglich das Getreid, untersuchen, und die Seeräuber, welche das Meer beunruhigten, verjagen mußten. Das Getreid wurde in Rom durch Menschen, welche Sacaru hießen, zu einem von der Regierung festgesetzten Preis, eingeführt, und mußte erst von dem Hafeninspektor (comes portus) besichtiget werden.

Es ist zu bedauern, daß die Geschichtschreiber jener Zeiten so wenig Bestimmtes über den Handel, und die den Handel betreffenden Gesetze sagen, da diese bey den Völkern doch ein wichtiger Gegenstand sind, welcher auf die Bildung derselben, auf Revolutionen, Krieg und Frieden den größten Einfluß hat. Von dem Handel der Römer lieferte Varro ein vollständigeres Bild, allein seine Schriften sind größten Theils

verloren gegangen. Alles, was die übrigen Schriftsteller über diesen Gegenstand sagen, ist meist Stückwerk, welches man mühsam zusammen suchen muß. Die Pretoren, deren es bey den Römern zwey verschiedene Arten gab, hatten, wie jene Beamten der Griechen, alles zu besorgen, was auf den Handel Bezug hatte. Die einen (Praetores mercatorum) mußten die Streitigkeiten der Inländer, und der Seeleute auf ihren Schiffen schlichten. Die anderen, (Praetores peregrini) hatten die Zwiste zwischen den fremden Kaufleuten zu entscheiden, und standen in grossem Ansehen. Sie wurden aus den angesehensten Ständen gewählt, und mußten allemal römische Bürger seyn. Als Sicilien und Sardinien römische Provinzen wurden, so wurden sie, so wie nachher Spanien, durch Prätoren beherrscht. Der Kaiser Claudius ertheilte den Kaufleuten in Cadix grosse Vorrechte, und entzog sie der Gerichtsbarkeit der gewöhnlichen Tribunale. Honorius und Theodos ernannten eigene Richter, welche, wenn von verunglückten Schiffen die Rede war, bey offnen Thüren, (levato relo) sprechen mußten, und es scheint, daß die Handelsgerichte auch in jenen Zeiten, als das Reich so sehr erschüttert wurde, und bis zu seinem Sturze, erhalten wurden. Die Richter, welche die Handelsangelegenheiten fremder Kaufleute zu ordnen hatten, nahmen in verschiedenen Zeiten, und in verschiedenen Provinzen, verschiedene Namen an. Sie hießen Telonarii, Bajuli, Praepositi, Seneschalli, Seniores oder auch Priores mercatorum.

Zu Anfang des neunten Jahrhunderts gab der an dem Salernischen Meerbusen gelegene Freystaat von

Amalfi Gesetze für die Schiffahrt, welchen sich alle jene unterwerfen mußten, welche das mittelländische Meer befuhren. Mehrere Schriftsteller behaupten, daß diese Gesetze aus einer zu Amalfi vorgefundenen Abschrift der Justicianischen Pandekten gezogen waren, welche Abschrift, als Amalfi 1135 von den Pisanern eingenommen und verheert wurde, mit andern Kostbarkeiten nach Pisa gebracht wurde. Aus der Chronik von Pisa erhellt, daß im Laufe des zehnten Jahrhunderts eine Gerichtsstelle unter dem Namen des Consulats für die Schiffahrt consolato del mare errichtet wurde. Diese Benenuung findet sich in einem Statut vom J. 1161. und die dahin sich beziehenden Gesetze sind in einem Breve maris consulum Pisae, enthalten. Baluzius behauptet, daß das erste Consulat im Mittelalter durch Roger I. König von Sicilien in der Stadt Messina gegründet wurde. Dieser Fürst unterwarf alle See- und Handelsangelegenheiten der Entscheidung zweyer Consuln. Guy von Lusignan, welcher in Palästina noch geraumere Zeit mehrere Besitzungen behauptete, bewilligte der Stadt Marseille das Recht, zu Accon Consuln zu ernennen, welche die Angelegenheiten dieser Stadt vertreten, und die Streitigkeiten der Kaufleute entscheiden sollten. Die Schriftsteller verschiedener Nationen, und auch einzelner Städte, streiten sich für ihre Landsleute um die Ehre, die ersten gewesen zu seyn, welche Consulate und Behörden für den Seehandel errichtet haben. Gewiß ist es indessen, daß in Pisa frühzeitig eine solche Gerichtsstelle vorhanden war, es läßt sich aber vermuthen, daß die sowohl da, als in andern Seestädten beobachteten Gesetze, eine Samm-

lung der von mehreren nach der Levante, dem Archipelagus und dem mittelländischen Meere handelnden Nationen, angenommenen Gebräuche, und Gewohnheiten waren; daß man aus denselben einen eigenen Coder oder Gesetzbuch schuf, welcher nach und nach von den verschiedenen Fürsten, Freystaaten und grossen Handelsstädten angenommen, auch wohl nach Bedürfniß vermehrt oder abgeändert wurde. Die Römer, die Könige von Frankreich, von Arragonien und Castilien, die Grafen von Toulouse, von Barcellona ꝛc. führten dieses Gesetzbuch in ihren Staaten ein, welches in Venedig zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts unter dem Titel: il libro del consoloto de marinari von Johann Baptist Pedrezano aufgelegt, und dem damaligen Kais. Consul in Venedig Thomas Zarmora zugeeignet wurde. Im J. 1567. erschien eine zweyte Auflage, welche vorzüglich dazu diente, die an dem Admiralsgericht von Neapel anhängigen Streitfragen zu entscheiden. Seitdem wurde der Gebrauch allgemein, Consuln zu halten, und beynahe alle Nationen haben derselben, nur wäre zu wünschen, daß sie alle nach dem nemlichen System gebildet, und dieses von manchen Mißbräuchen, und Willkührlichkeiten gereinigt würde.

Gustav Wasa in Dalekarlien,

eine

Anekdote aus der Geschichte jener Zeit.

Als nach Stenon's Tode ein Preis auf Gustavs Kopf gesetzt wurde, und Christiern die un=

erhörtesten Grausamkeiten in Schweden ausübte, floh der unglückliche Wasa in Dalekarliens Hochgebirge, in der Hoffnung, bey diesem biedern Volke Schutz zu finden. Seine Hoffnung trog ihn nicht, allein ehe sie erfüllt wurde, hatte er noch grosse Prüfungen und Gefahren auszustehen.

Damals fand man in Dalekarlien noch keine Städte. Die Bergwerke, welche noch jetzt das beste Kupfer liefern, wurden zwar schon bearbeitet; sie waren, so wie das Land ein Eigenthum der Krone, die Einwohner aber hatten ihre eigne Freyheiten, auf welche sie sehr eifersüchtig waren. Die Könige durften niemals Truppen dahin schicken, und wenn sie diese Provinz besuchen wollten, so mußten sie immer vorher die Freyheiten des Landes feyerlichst bestättigen.

Hieher floh Gustav, als Bauer verkleidet. Er nahm einen Gebirgseinwohner zum Führer, welcher ihn aber bald rein ausplünderte, und hülflos in der Mitte der Wälder und Gebirge zurück ließ. Nach vielen Leiden und Beschwerden kam er endlich in den Bergwerken von Fahlun *) an, wo er sich, da er vor der Hand sich Niemanden anzuvertrauen wagte, und um den Geist der Einwohner besser kennen zu lernen, als Arbeiter verdingte. Hier arbeitete der unglückliche Fürst geraume Zeit, wie der ärmste seiner Un-

*) Nun befindet sich nahe bey diesem Bergwerke, die romantisch gelegne, und gut gebaute Bergstadt gleiches Namens. Sie zählt beynahe 2000 Häuser, allein sie ist fortwährend in einen so stinkenden Schwefeldampf, und in den aus den Schmelzhütten aufsteigenden Rauch so sehr eingehüllt, daß der Ungewohnte die angenehme Lage darüber vergißt, und mit beflügeltem Schritte davon eilt.

terthanen, und athmete die dicke Luft, welche jedem Ungewohnten fast unerträglich ist.

Auch in dieser unterirdischen Wohnung hatte Gustav keine Ruhe. Sein Aufenthalt wurde verrathen, und er mußte fliehen. Er floh in eine nahe bey Fahlun auf einem Hügel gelegne Wohnung eines Edelmanns, welcher in der Armee gedient, und welchem der Fürst einst Wohlthaten erzeigt hatte. Hier wurde er von der schimpflichen Gefangenschaft, und vielleicht von dem grausamsten Tode, durch die Geistesgegenwart eines grosmüthigen Weibes gerettet.

Der Edelmann, Pearson war sein Name, nahm den Fürsten gütig auf. Er versicherte ihn seiner Treue, lud ihn ein, ohne Furcht einer Entdeckung in seinem Hause zu bleiben, und erbot sich, in dem Lande umher zu reisen, und die Einwohner zur Vertheidigung ihres rechtmässigen Fürsten aufzufordern. Gustav nahm sein großmüthiges Erbieten freudig an, versicherte ihn zum voraus einer königlichen Belohnung, und Pearson reiste ab, allein nicht, um dem Fürsten Hülfe zuzuführen, sondern, um ihn an seine Feinde zu verrathen. Er versprach sich von Christiern eine sicherere Belohnung, als von dem hülflos umherirrenden Gustav, und benachrichtigte daher den zunächst stehenden feindlichen Posten, daß der Fürst in seinem Hause sich befinde. Man kam überein, daß Pearson, um allen Verdacht des Verraths zu vermeiden, seine Abwesenheit verlängere, und während dieser Zeit ein Offizier mit seinen Leuten den Prinzen gefangen nehmen sollte.

Der Abrede zu Folge erschien der Offizier mit gewaffneter Macht vor Pearsons Hause, ließ alle Zu-

gänge besetzen, und begab sich hinein, um den unglücklichen Gustav zu verhaften. Dieser befand sich eben, immer als Bauer gekleidet, mit der Hausfrau in der Küche, und war beschäftigt, mit einem Messer einen Stock zuzuschneiden. Nachdem der Offizier sich erklärt hatte, daß er käme, im Namen des Königs Christiern den Rebellen Gustav, welcher in ihrem Hause sich aufhalte, zu verhaften, antwortete die Frau, welche von den Absichten ihres Gatten nichts gewußt hatte, und sie verabscheute, ohne aus der Fassung zu kommen, schnell: wenn dieß der junge Edelmann ist, welchen mein Mann vor einigen Tagen hier aufnahm, und welcher immer so traurig ist, so wird es keine Mühe kosten, sich seiner zu bemächtigen, da er immer unbewaffnet ist. Er befindet sich eben in dem nahe gelegnen Wäldchen. Nun, fuhr sie zürnend fort, indem sie sich an Gustav wendete, welcher ungestört an seinem Stocke fort arbeitete, warum stehst du nicht auf vor des Königs Abgeordneten? Gehe, indem sie ihm einen tüchtigen Schlag gab, und ihn in eine nahe gelegne Kammer stieß, den Schlüssel zu sich steckte, du wirst immer ein ungeschliffener Bengel bleiben. Verzeihen Sie, sagte sie dann zu dem Offizier, indem sie ihn höflich in ein anderes Zimmer nöthigte, meine Hitze, allein dieser junge Mensch bringt durch seine Ungeschliffenheit meine Geduld nur gar zu oft aus dem Gleichgewichte.

Der Offizier, welcher keinen Verdacht hatte, ließ sich die Bewirthung herrlich schmecken, und trug seiner Mannschaft auf, Gustaven auf seinem Spaziergange aufzusuchen, und sich seiner zu bemächtigen. Er hatte kein Arges daraus, daß seine dienstfertige

Wirthin ihn bald auf einige Augenblicke verließ. Sie eilte, um Gustaven zu retten. Sie zeigte ihm in der Kammer den Schlauch eines Abtrittes, welcher an den nah gelegnen See führte, wies ihn an einen ehrlichen Geistlichen, bey welchem er Schutz und Sicherheit finden sollte, und eilte dann mit klopfendem Herzen zu ihrem Gast zurück. Gustav entkam auf dem angezeigten Wege glücklich, bemächtigte sich eines Fischerkahns, welcher ihn über den See brachte, wurde von dem Geistlichen freundlich aufgenommen, und sah bald um sich eine Anzahl treuer Dalekarlier vereinigt, welche ihn zu schützen schwuren. Wie er an ihrer Spitze nun offen gegen seine Feinde zu Felde zog, und der Held, der Befreyer seines Vaterlandes von fremdem Joche wurde, dieses alles haben die Geschichtschreiber schon hinlänglich erzählt.

Diese noch wenig bekannte Anekdote ist aus einer Reisebeschreibung entlehnt, welche 1809 in London erschien unter dem Titel: Travelling sketches trough Russia and Suecia during the Years 1805, 6, 7 und 8. by Rober-Ker Porter. Paersons Haus steht jetzt noch, und die spätern Eigenthümer, Abkömmlinge der großmüthigen Frau, trugen Sorge, alles in dem nemlichen Stande zu erhalten. In einer nahe stehenden Hütte wohnen Leute, welche die neugierigen Fremden dahin führen. Ich konnte mich einer frommen Ehrfurcht nicht enthalten, sagt der Verfasser, als ich in das Zimmer trat, in welchem der verfolgte, nachher so grosse König wohnte. Seine Schlafstelle war ein grosser fichtener Schragen, in welchem eine Strohmatratze lag. In der an der Küche stossenden Kammer sieht man den Schlauch, durch welchen Gustav

entkam, und in den Zimmern einige Gemählde, welche die ganze Aufmerksamkeit verdienen. Das Bild der Heldin, welche den König rettete, und die Porträte zweyer Bauern, der treusten Freunde des verfolgten Wasa. Man sieht in diesen Gemählden die Kleidung, welche in jenen merkwürdigen Zeiten unter diesem Volke üblich war. Die Bauern trugen grosse, spitze Hüte, weisse wollene Kleider, einen Bogen, und kurze, mit eisernen Spitzen versehene Pfeile, welche in einem, an der Seite hängenden Köcher stecken. Die Eigenthümer des Hauses sammelten als Heiligthümer mehrere Gegenstände, welche später dem grossen König angehörten. Man findet da eine vollständige Rüstung, eine prächtige seidene Decke, Fürhänge, auf welchen die schwedischen Kronen in erhabner Stickerey prangen, und noch andere Gegenstände, welche mit der ländlichen Einfachheit des Hauses auf die sonderbarste Weise abstechen.

Karl XII., und Peter der Große.

Der nemliche Schriftsteller macht in seiner Reisebeschreibung durch Rußland und Schweden einige Bemerkungen über diese zwey grosse Fürsten, welche es verdienen, den Lesern mitgetheilt zu werden. Er besah in Stockholm unter andern Merkwürdigkeiten auch das Zeughaus, in welchem die Waffen aller verstorbnen Könige aufgereihet sind. Bey dieser Gelegenheit sagt er: „Ich konnte unmöglich diesen Ort verlassen, ohne noch einmal Karls hinterlassene Waffen zu be-

trachten, und den blutigen Handschuh, welchen er in seiner Todesstunde trug, voll Ehrfurcht an meine Lippen zu drücken. Ich erinnerte mich, mit gleicher Rührung in Petersburg seines grossen Nebenbuhlers Waffen betrachtet zu haben. Welch ein Unterschied in dem Charakter dieser zwey grossen Fürsten. Karl, welcher vorsätzlich in der Unwissenheit erzogen wurde, verdankte seine edlen Grundsätze, seinen unerschütterlichen Muth, seine strenge Ehrliebe, und vorzüglich seine Treue in der Freundschaft, durch welche er sich auszeichnete, blos sich selbst. Als der Senat, nach seiner Thronbesteigung, noch überlegte, wie man mit den Feinden, welche Schweden bedrohten, unterhandeln solle, unterbrach er die Berathschlagung, indem er ausrief: „Mein Entschluß ist gefaßt. Ich werde niemals einen ungerechten Krieg beginnen, allein ich werde auch niemals einen angefangenen beenden, als durch die Niederlage des ungerechten Angreifers." Er hielt Wort, und als nach Dänemarks Besiegung der Czar Peter, welcher Gesandte nach Stockholm zu Erhaltung des Friedens gesandt hatte, plötzlich in Liefland einfiel, war ihm, dem sein Wort so heilig war, dieser Schritt unbegreiflich. In seinen vielen, fast unbegreiflichen Siegen, zeichnete er sich durch Schonung gegen die Ueberwundenen, und vorzüglich durch Bescheidenheit im Glücke aus. Er strich eigenhändig alle Berichte aus, welche mit zu grossem Lobe von ihm, und mit Verachtung von seinen Feinden sprachen. In der Schlacht bey Clissau, welche er gegen Polens König lieferte, wurde sein freundschaftliches Herz tief verwundet. Durch einen der ersten Kanonenschüsse wurde sein Schwager, der Her-

zog von Holstein, getödtet. Karl sah ihn fallen, und fragte, ob er todt sey. Als man ihm dieses bejahte, bedeckte Todtenblässe sein Gesicht, er bedeckte es mit seinen Händen, und seine Thränen stürzten gewaltsam hervor. Nach einigen Augenblicken erholte er sich wieder, und drang wüthend vorwärts in die Mitte der Feinde. Nur ein einzigesmal in seinem Leben war er grausam, nemlich da, als er gegen Patkul unversöhnlich blieb. Nach neunjährigen Siegen verließ ihn endlich das Glück in der unglücklichen Schlacht bey Pultava, allein im größten Unglücke blieb Karl noch groß. Man weiß, mit welcher Festigkeit, ja Tollkühnheit, er sich unter den Türken betrug. Man zeigt eine hohe, mit Pelz gefütterte Mütze, welche er bey Bender trug, und bemerkte in derselben einen tiefen Säbelhieb.

Von Karls Tod bey Friedrichshall erzählt der Verfasser manches, von welchem zu wünschen wäre, daß er es, der grossen Wichtigkeit wegen, mit Beweisen belegte. Karl kam bekanntlich vor dieser Festung, welche von den Seinigen belagert wurde, an. Am Andreasabend begab er sich, wie gewöhnlich, während einer dunkeln Nacht, in die Laufgräben, um sie zu besichtigen. Er fand Verschiedenes daran auszusetzen, und bezeigte seinen Unwillen dem Ingenieuroffizier Megret, welcher ihn versicherte, daß die Festung in 8 Tagen unfehlbar fallen werde. Wir wollen sehen, antwortete der König, und bückte sich, um bey dem Sternenlichte die Arbeit zu betrachten, und in dem nemlichen Augenblicke fiel ein Schuß, welcher ihn an dem Schlaf verwundete. Karl grif mit der rechten Hand nach der Wunde,

dann an den Degen, und stürzte todt zur Erde. „Das Schauspiel ist zu Ende, sagte kalt Megret zu den Offizieren, welche den unglücklichen König umringten, laßt uns zum Essen gehen.“ Man kam überein, den Vorfall so lange zu verheimlichen, bis man die Absichten seines Schwagers, des Prinzen von Hessen, kennen würde, und der Leichnam wurde mit einem Mantel zugedeckt. Der Prinz befahl, daß Niemand sich aus dem Lager entfernen, und ließ sogleich seine Gattin als Königin ausrufen, zum Nachtheil des jungen Herzogs von Holstein, welcher ein Neffe des verstorbenen Königs war. Der Minister von Görz, welcher zugleich Hofmeister des jungen Herzogs war, wurde hingerichtet, und mehrere andere Maasregeln ergriffen, welche bewiesen, daß sie zum voraus schon beschlossen waren.

Karl, sagt der Verfasser, hatte sich durch neunjährige Siege, Peter durch eben so langes Bestreben berühmt gemacht, seinen Soldaten zu lehren, wie man Siege erfechten muß. Der eine konnte sich rühmen, Königreiche genommen, und gegeben, der andere, seine Völker gebildet zu haben. Der eine war mäßig bis zum Uebermaaß, großmüthig und gütig, der andere eben so strenge gegen seine Unterthanen, als bewundernswürdig in den Augen der Fremden, und Ausschweifungen ergeben, durch welche er seine Tage abkürzte. Karl hätte den Namen des Unüberwindlichen verdient, und Peter hat den des Grossen mit Recht erhalten.

Der Verfasser erzählt bey dieser Gelegenheit von Peter dem Grossen eine Anekdote, welche noch wenig bekannt ist, und welche beweist, daß dieser Mann

troß seiner rohen Aussenseite, sehr wohlwollender Gefühle empfänglich war. Er litt lange an einem Uebel, welches er sorgfältig, selbst vor seiner Gattin verbarg. Er brauchte verkehrte Mittel, und hätte er sich nicht endlich Aerzten anvertraut, so würde er damals schon unterlegen seyn. Nach langem Leiden erholte er sich endlich wieder, und als er sich stark genug fühlte, so schiffte er sich ein, um den Ladogasen zu besuchen, an welchem unter Munichs Aufsicht verschiedene Baute aufgeführt wurden. Da er fand, daß ihm diese Bewegung wohl bekam, so fuhr er längs der Nava weiter, bis nach Lachta, einem an dem Finnischen Meerbusen gelegenen Orte. Kaum war der Kaiser daselbst angekommen, als ein fürchterlicher Sturm ausbrach. Eine Schaluppe, auf welcher sich Soldaten befanden, war in grosser Gefahr, und scheiterte wirklich im Angesicht des Ortes. Der Kaiser befahl, daß man den Unglücklichen, welche sich gegen die eindringenden, und über sie herrollenden Wogen kaum mehr halten konnten, schleunige Hülfe bringen, allein das dazu abgeschickte Fahrzeug konnte des heftigen Windes wegen nicht dahin kommen. Peter, voll edler Ungeduld, stieg in eine Barke, und durch Hülfe der Ruders gelang es ihm dem gestrandeten Schiffe nahe zu kommen, allein die heftige Brandung an den Klippen erlaubte es nicht, den Unglücklichen Hülfe zu leisten. Der Kaiser warf sich in die See, und nach unglaublicher Anstrengung gelangte er wirklich an das Schiff. Man denke sich das Erstaunen der Unglücklichen, den Kaiser wie einen rettenden Engel in ihrer Mitte zu sehen. Seine Gegenwart flößte ihnen neuen Muth ein, und Peter unterstüßte sie durch seine unerschüt-

terliche Geistesgegenwart. Es gelang ihnen wirklich, das Schiff flott zu machen, und sie wurden alle gerettet, allein der großmüthige Fürst mußte seine Menschenliebe bald mit dem Leben bezahlen. Die Verkältung, und die heftige Gemüthserschütterung zogen ihm einen Rückfall zu. Er wurde nach Petersburg gebracht, wo ein heftiges Fieber seine schon schwachen Kräfte erschöpfte.

Skizze zweyer berühmter Männer, Humes und Montesquieu's.

Die Schilderungen, welche wir hier den Lesern übergeben, sind aus den Denkwürdigkeiten des Lord Charlemont entlehnt, welcher beede berühmten Männer genau kannte, und Hume's Freund war. Er traf mit ihm 1750 in Turin zusammen, wohin Hume den General Sinclair, welcher nach Wien und Turin gesandt war, um den Marsch der von beeden Höfen versprochenen Contingente zu betreiben, als Sekretär begleitete. „Niemals, sagt der Verfasser, bildete die Natur einen Menschen, dessen Aeusseres seinem Innern weniger entsprach. Seine Züge waren ohne Ausdruck, und seine Gesichtsbildung verrieth keineswegs den hohen Geist, welcher den Körper beseelte. Er hatte ein volles und breites Gesicht, einen grossen Mund, welcher einem Pinsel anzugehören schien, und Augen ohne alles Feuer. Sein fetter Körper kündigte eher einen Prasser, als einen Weltweisen an, und wenn er den Mund öffnete, so machte ihn seine

schottische Aussprache lächerlich. Er war gesund und kraftvoll, allein unbeholfen, und in seiner Uniform, welche er seiner Stelle wegen tragen mußte, glich er einem englischen Pfefferhändler, welcher mit der Bürgermilitz zum Exerciren ausrückt. Mit einer wahren Herzensgüte, fährt Charlemont fort, verband mein Freund Hume die abscheulichsten Grundsätze. Er liebte die Menschheit im Ganzen, und war thätig und immer bereit, seinen Mitmenschen zu dienen, den einzigen Fall ausgenommen, jeden auf seine Weise sein Heil suchen zu lassen. Uebrigens war er liebevoll, und in hohem Grade wohlthätig. In den gesellschaftlichen Zirkeln zu Paris machte Hume, trotz seines lächerlichen Aeussern, sein Glück. Irreligiosität, und englische Fracke waren damals in Frankreich an der Tagesordnung, und jedes Frauenzimmer nach der Mode wünschte daher Hume'n an ihrem Putztisch zu sehen. Wenn er sein breites Gesicht im Schauspiel zur Schau ausstellte, so geschah es gewiß allemal in der Mitte schöner Weiber... Sein Benehmen gegen Rousseau macht ihm viele Ehre, und zeugt von seiner Herzensgüte, so wie von der Eitelkeit und der Thorheit des Genfer Philosophen... Als mir Hume, sagt der Verfasser an einem andern Orte, in London das Manuskript seiner Versuche mittheilte, so machte ich ihm die Bemerkung, daß die Menschen, wenn seine Grundsätze allgemein werden sollten, wohl an ihrem Glücke verlieren würden, und fragte ihn, ob er nicht glaube, daß Religion für das Menschengeschlecht nothwendig sey? Ihre Einwendungen, antwortete er mir, sind nicht ohne Gewicht, allein der Irrthum kann niemals nützlich werden, und die Wahrheit muß alle andere

dere Rücksichten überwiegen. Uebrigens ließ Hume allem, was man gegen ihn gründliches sagte, Gerechtigkeit widerfahren, und wenn er es widerlegte, so geschah es allemal mit Sanftmuth und in der besten Ueberzeugung ꝛc."

Von Montesquieu sagt Charlemont: „In Bordeaux machte ich die Bekanntschaft eines Mannes, auf welche ich stolzer war, als hätte ich die egyptischen Pyramiden besucht, nemlich die des Präsidenten Montesquieu. Kein Geliebter kann so sehnlich auf sein Liebchen harren, als ich dem Tage entgegen harrte, welcher uns nach dem Landhaus des Präsidenten bringen sollte. Wir fuhren frühzeitig aus, und kamen dort an, ehe er aufgestanden war. Man führte uns indessen in den Büchersaal, und wir fanden auf einem Tische, an welchem der Präsident wahrscheinlich den Abend vorher gesessen hatte, eine ausgelöschte Lampe, und ein offnes Buch. Neugierig, den Gegenstand des nächtlichen Studiums des Weltweisen kennen zu lernen, blickten wir hin, und siehe da: es waren Ovids Elogien, und zwar eine der Stellen, welche dieser grosse Meister in der Liebe so beissend darzustellen wußte. Wir waren ganz erstaunt über diese Entdeckung, allein wir wurden es noch mehr, als wir den Präsidenten erscheinen sahen, dessen Aeusseres ganz nicht dem Bilde entsprach, welches wir uns von ihm entworfen hatten. Junge Leute, wie wir waren, mußten uns mit Schüchternheit einem Gelehrten von so hohem Rufe, als der Verfasser des **Geistes der Gesetze** hatte, nähern, allein statt eines ernsten Weltweisen, sahen wir einen lebhaften, höflichen, zuvorkommenden Franzosen, welcher uns

tausend Komplimente über die Ehre unseres Besuches machte. Er trug uns ein Frühstück an, und da wir schon gefrühstückt hatten, so lud er uns ein, einen Spaziergang in den Garten zu machen. Ich werde Ihnen, sagte er, meine englische Anlage zeigen. Wir folgten, und in einiger Entfernung kamen wir an ein, von Alleen durchschnittenes Gehölz, dessen Eingang aber verschlossen war. Der Präsident suchte den Schlüssel in allen Taschen, und da er ihn nicht fand, so sagte er: Es lohnt sich nicht der Mühe, des Schlüssels wegen nach Hause zu gehen. In Ihrem Alter werden Sie sich durch die Schranken nicht aufhalten lassen. Folgen Sie mir. „Bey diesen Worten nahm er einen Anlauf, und sprang hinüber, und wir, erstaunt und erfreut in dem berühmten Montesquieu einen Kameraden in der edlen Springkunst zu finden, wir sprangen ihm nach. In Paris, fährt der Verfasser fort, sah ich ihn nachher oft in dem Zirkel der Weiber, und war über seine Lebhaftigkeit und Freyheit erstaunt. Der geübteste und liebenswürdigste Stutzer konnte nicht mehr Hülfsquellen entwickeln, die Weiber zu unterhalten, als dieser Weltweise in einem Alter von 70 Jahren that. Um dieses eher zu begreifen, muß man sich erinnern, daß der Verfasser des Geistes der Gesetze, auch der der persischen Briefe, und des Tempels von Gnidos ist.“

Einige noch wenig bekannte Anekdoten von Michael Cervantes.

Wer, der nur halbwege in der Litteratur der schönen Wissenschaften bekannt ist, kennt nicht, wenigst dem Namen nach, den Verfasser des Don Quixotte, des Ritters von Mancha, eines Werkes, auf welches Spanien stolz ist, und welches fast in alle europäische Sprachen übersetzt wurde? Es erschienen unter dem Schutze der Kön. Akademie zu Madrid drey Prachtausgaben, und Don Juan Antonio Pellicer besorgte 1797 eine Ausgabe, welche besonders der kritischen Bemerkungen wegen geschätzt wird. Es wird den Lesern vielleicht angenehm seyn, von diesem berühmten Manne einige, noch wenig bekannte Anekdoten zu erhalten.

Michael Cervantes wurde gegen das Jahr 1547 zu Alcala de Henares geboren, und starb 1616 zu Madrid, nach einer langen Krankheit in einem Alter von 69 Jahren. An seinem Todestage, nemlich am 23 April starb auch Schakespeare in einem Alter von 53 Jahren. Von Cervantes Jugend ist wenig bekannt, nur so viel ist gewiß, daß er durch Zufall in die Sclaverey nach Algier gerieth, und in einem Alter von 30 Jahren mit noch 184 andern durch die Trinitariermönche aus der Gefangenschaft losgekauft wurde. Seine Mutter trug indessen zu seinem Lösegeld, welches 500 Thaler in Golde betrug, einen Theil bey. Nach seiner Zurückkunft in das Vaterland sah sich Cervantes von allem entblößt, und er

schrieb Komedien, um sich zu nähren. Er erhielt für das Stück 800 Realen, ungefähr 150 fl. unseres Geldes, und er lieferte deren eine beträchtliche Anzahl. Im Jahre 1584 verheurathete er sich mit Donna Catalina de Salazar, welche ihm 6000 Realen, ungefähr 800 fl. unseres Geldes zubrachte. Die eine Hälfte dieses Heurathsguts bestand in liegenden Gründen, die andere in Geräthschaften und Lebensmitteln. Man hat noch ein Verzeichniß einiger derselben, nemlich: 4 Bienenstöcke samt dem Honig. 4 Pf. Wachs. 6 Scheffel Mehl. 1 Scheffel Korn. 45 Stück Hühner, Hühnchen, und 1 Hahn. Ein alabasternes Bild der Jungfrau Maria mit dem Kinde. Ein Oehlgemälde die Jungfrau Mariä vorstellend. Ein silbernes Bild der Maria von Loretto. 2 Gemälde, das Jesuskind vorstellend. Ein Crucifix. Ein Bild des h. Franziskus.

Man sieht, daß sich Cervantes über zu grossen Reichthum nicht zu beklagen hatte, und von diesem wenigen sicherte er seiner Gattin noch die Hälfte zu, auch konnte er, troz seines Ruhms in der gelehrten Welt, sich niemals aus seinen dürftigen Umständen erheben. Er lebte einige Jahre in Sevilla, und folgte dann dem Hofe nach Madrid, wo er auch seine Tage endete. Lange schmeichelte er sich mit der Hoffnung besserer Tage, als er sich aber in seinen Hoffnungen betrogen, und von dem Neid verfolgt sah, zog er sich ganz in die Einsamkeit zurück, in welcher er von einer kleinen Leibrente, welche der Erzbischof von Toledo, und der Graf von Lemos ihm reichten, lebte. In seiner letzten Krankheit, welche 7 Monate dauerte, litt sein Geist sehr, und als er den Tod

nahen fühlte, kleidete er sich als ein Franziskaner-Mönch, vermuthlich um unter dieser heiligen Verkleidung leichteren Eingang in das Paradies zu finden. Wahrscheinlich dachte Milton an ihn, als er sagte:

„....... to be sure of paradise,
Dying, put on the weeds of Dominik
Or in Franciscan think to pass disguised.“

Cervantes erklärt in der Vorrede zu dem Don Quixotte, daß seine Absicht sey, den Geist der fahrenden Ritterschaft, an welchem seine Landsleute kränkelten, zu schwächen, und es gelang ihm, allein es ist noch eine grosse Frage, ob er seinem Volke einen Dienst dadurch erwiesen habe, oder nicht. Pellicer, von welchem wir oben sagten, daß er 1797 eine neue Ausgabe besorgte, sagt über diesen Gegenstand: „Ein sehr gutes Buch kann oft einen sehr grossen Schaden zufügen. Einen Beweis hievon liefert der Don Quixotte. Cervantes vertilgte den Geist des Ritterthums, und von diesem Augenblicke an sank Spanien in seinem Glanze. Es ist nicht selten gefährlich, ein Volk von seinen Chimären zu heilen, wenn diese mit seinem Charakter wesentlich verbunden sind, und dieser Charakter übrigens gut und kraftvoll ist. Es gibt gewisse Thorheiten, welche ehrwürdig sind, und nicht angetastet werden dürfen.“

Die Inquisition in Portugal,

eine

Anekdote aus der ersten Hälfte des acht-zehnten Jahrhunderts.

In einem der gelesensten öffentlichen englischen Blättern findet sich folgende, noch wenig bekannte Anekdote. Don Estevan de Xérès hatte sich in Mexiko grosse Reichthümer gesammelt, und war 1702 auf dem Wege, sich nach Spanien, welches er in früher Kindheit verlassen hatte, zurück zu begeben. Das Schiff, welches ihn und seine Schätze trug, lief in dem Hafen von Lissabon ein, und Estevan sah sich genöthigt, einige Zeit da zu verweilen. Sein Hauswirth, geblendet von dem Gelde seines Miethmanns, faßte den Entschluß, sich einen Theil desselben zuzueignen, und er beschloß, die Inquisition dazu zu Hilfe zu nehmen, in der Hoffnung, in der Verwirrung, welche die Anklage und die Festnehmung Estevans zur Folge haben mußte, einen Theil der Schätze bey Seite zu bringen. Sein Sohn, welcher selbst in Mexiko gewesen war, und Don Etsevan dort gekannt hatte, sollte anzeigen, daß dieser einer Amerikanerin zu Liebe sich zur Anbetung der Sonne verstanden habe, der Vater aber sollte hinzufügen, daß sein Miethsmann keinen Gottesdienst besuche, und sich oft in seinen Zimmern verschlossen halte, vermuthlich um Aberglauben zu treiben. Diese Angabe wurde dadurch noch bestätigt, daß Estevan aus Amerika viele sonderbare Figuren mitgebracht, und die Bedienten im Hause gewarnt hatte, sie nicht zu berühren.

Die Anklage geschah, und wurde angenommen, denn der Ruf von Estevans Reichthümern war ein mächtiger Köder. Er wurde des andern Tages auf offner Strasse angehalten, und abgeführt. Sein Diener, ein Neger, welchen Estevan erzogen hatte, und der seinen Herrn kindlich liebte, folgte ihm von ferne, und sah, daß man ihn in die Gefängnisse des heiligen Gerichts brachte. Zamora, so hieß dieser treue Diener, war ein heller Kopf, und begriff sogleich, daß es auf die Schätze seines Herrn abgesehen war. Um vor der Hand einen Theil derselben zu retten, eilte er sogleich zu Hause, bemächtigte sich eines Kästchens mit Edelsteinen, und einer Brieftasche, in welcher er wußte, daß grosse Schätze enthalten waren. Er verfügte sich damit zu dem franzöſ. Consul, welcher ein Freund seines Herrn war, und forderte ihn zu dessen Rettung auf. Dieser ließ unter dem Vorwande, daß der gröſte Theil von Estevans Gütern von französischen Kaufleuten versichert worden war, um seine Landsleute vor dem Verluste zu sichern, sogleich Beschlag auf alle Effekten legen, welches ihm von der Regierung nicht verweigert werden durfte, und auf solche Weise war der gröſte Theil des Vermögens gesichert. Nun war die Rede davon, den Herrn selbst zu retten, und Zamora verpflichtete sich dazu, oder, wenn es ihm mißlingen sollte, mit ihm zu sterben.

Nachdem Zamora seinen Plan entworfen hatte, begab er sich nach dem Pallast des h. Gerichtes, und verlangte mit dem Großinquisitor zu sprechen. Man sagte ihm, daß er noch zu Bette liege. Zamora wollte warten. Man fragte ihn nach seinem Anliegen, und er sagte, daß er der Diener Don Estevans sey, und etwas sei-

nen Herrn Betreffendes zu hinterbringen habe. Da man etwas Wichtiges zu erfahren hoffte, so wurde er eingelassen, und zu dem geheimen Sekretär, welcher des Inquisitors ganzes Vertrauen besaß, gebracht. Der fromme Mann war so eben beschäftigt, seine Chokolade zu trinken, und beurlaubte eine junge Frau mit den Worten: gehe hin meine Tochter, und sündige nicht wieder!

Zamora machte nun seinen Vortrag. Er sagte, daß sein Herr ihm seit langer Zeit die Taufe versprochen habe, welches aber durch Hindernisse verschiedener Art bis jetzt verschoben worden war; daß er gerne seine gesparten Pfenninge, hier ließ er einen gut gefüllten Beutel blicken, opfern wolle, und daß er, da er jetzt ohne Herrn sey, in die Dienste des heil. Gerichts zu treten wünsche. Der Sekretär fragte ihn nach seinen Kenntnissen, und Zamora erwiederte, daß er etwas von der Koch- und Gärtnerkunst verstehe, übrigens aber voll Thätigkeit und gutem Willen sey, welches dem geistlichen Herrn sehr zu gefallen schien. Er ließ den Haushofmeister rufen, und übergab ihm den jungen Menschen mit dem Auftrage, gute Sorge für ihn zu tragen.

Der treue Neger wendete die ersten Wochen dazu an, sich überall beliebt zu machen. Er studirte seinen Cathechis'm fleißig, und that alles, sogar den leisesten Winken seines Beschützers zuvorzukommen. Dieser stellte ihn dem Großinquisitor vor, welcher ihm ebenfalls seine besondere Gnade zusicherte. Uebrigens war er zuvorkommend gegen alle im Hause, aß und trank mit ihnen, half ihnen und ihre Thorheiten verhehlen. Vorzüglich aber hielt er sich an den

Obersten der Gefangenwärter. Dieser Mann hatte eine Geliebte, und Zamora, welcher ihm bereitwillig manche seiner Dienstverrichtungen annahm, verschaffte ihm dadurch Gelegenheit, sie öfter zu besuchen. Wenn die Wächter müde waren, so wachte er für sie, unterhielt sie mit Erzählungen von seinem Vaterlande, und, was ihnen am angenehmsten war, bewirthete sie oft mit Wein. Auf solche Weise erwarb er sich volles Zutrauen, und er hatte schon den Zutritt in mehr dann 50 Kerkern erhalten, ohne noch den, seines Herrn zu entdecken.

Einst befand sich Zamora in der Halle der Wächter, als der Oberste derselben, nachdem er ein Billet erhalten hatte, befahl, die Waffen zu ergreifen, welches immer geschah, wenn ein Gefangener zum Verhör geführt werden sollte. Er wollte sich entfernen, der Alkalde aber hieß ihn bleiben: „Komm mit uns, sagte er, in das obere Stockwerk, welches du ohnedem noch niemals gesehen hast.“ Und Zamora folgte ihm mit von Freude und Furcht klopfenden Herzen, und in der Hoffnung, vielleicht etwas von seinem Herrn zu erfahren. Seine Hoffnung trog ihn wirklich nicht, denn kaum waren einige stark verriegelte Thüren geöffnet, als er Don Estevan in der Mitte zweyer Wächter den langen Gang daher kommen sah. Zamora stellte sich so, daß ihn sein Herr erblicken mußte, und legte den Finger auf den Mund. Estevan schien ihn verstanden zu haben, denn er gieng ruhigen Schrittes vorüber, ohne die mindeste Ueberraschung merken zu lassen.

Die Zeit, welche Estevan in dem Verhör zubrachte, benutzte Zamora, den offen stehenden Kerker sei-

nes Herrn zu betrachten. Er bemerkte mit einem Blicke, daß er durch ein einziges, stark vergittertes Fenster, welches in den Garten gieng, erleuchtet wurde, und als Estevan nach einigen Stunden wieder zurück geführt wurde, stand Zamora wieder auf seiner vorigen Stelle. Der Alkalde begleitete den Gefangenen selbst, um ihn zu verschliessen, allein der dienstfertige Zamora lief herbey, um ihn der Mühe zu überheben, schloß mit grossem Geräusche die Thüren und Riegel, und überreichte die Schlüssel, nachdem er durch die Oeffnung, durch welche den Gefangenen die Speise gereicht wird, unbemerkt ein Zettelchen geworfen hatte, auf welchem blos die Worte standen: „Muth, Geduld, und — vor allem, dieses vernichtet."

Zamora war schon lange, so wie mit allen im Hause, mit dem Gärtner bekannt gewesen, nun aber schloß er sich vorzüglich an ihn an. Er half ihm arbeiten, erzeigte ihm hundert kleine Dienste und machte sich ihm bald unentbehrlich. Es schätzte sich überhaupt jeder zum Glücke, den Schützling des geheimen Sekretärs, und sogar des Großinquisitors, zum Freunde zu haben. Der Gärtner war ein alter Mann, der die starken Getränke liebte, und Zamora versorgte ihn reichlich damit. In wenig Wochen hatte er es dahin gebracht, daß er des Mannes volles Zutrauen besaß, und zu jeder Stunde in den Garten gehen konnte. Während dieser Zeit hatte Zamora seine übrigen Freunde keineswegs vernachläßigt. Er leistete überall hilfreiche Hand, und seit mehrern Wochen begleitete er die Gefangenwärter, um den Gefangenen Mittags und Abends das Essen zu bringen.

Eines Abends fand Estevan ein Zettelchen mit den Worten: „Morgen, zu der nemlichen Stunde, aufgemerkt!“

Des andern Tages fand sich Zamora frühzeitig in der Küche ein, wo für jeden Gefangenen die Portion zugerichtet wurde. Er bemächtigte sich des Brodkorbes, welches er schon öfters gethan hatte. Er fand Mittel eines der Bródchen bey Seite zu schaffen, und ein anderes, ganz ähnliches, in welchem eine Feile verborgen war, und welches in dem Hause des Consuls zubereitet wurde, dafür hin zu thun. Mit klopfendem Herzen trat er seine Wanderung an, gab jedem Gefangenen sein Bródchen, und Estevan glücklich das für ihn bestimmte. Die Angst hatte ihn indessen so angegriffen, daß er bald darauf ohnmächtig nieder sank. Alle seine Freunde stürzten herbey, und sein Beschützer, der Sekretär, welchem die Sache gemeldet wurde, reichte ihm selbst Hülfe. Er erholte sich bald.

Nun verflossen zwey Monate, von einer Seite in der quälendsten Erwartung, von der andern in vorsichtiger Thätigkeit. Endlich, am Vorabend vor Weihnachten, erhielt Estevan auf dem gewöhnlichen Wege einen Zettel des Inhalts: „Wenn alles bereit ist, so lassen Sie morgen Ihre Flasche unberührt stehen.“ Die Flasche kam wirklich unberührt zurück, und Estevan erhielt dafür ein Zettelchen mit den Worten: „Morgen, zwischen Mitternacht und ein Uhr, lassen Sie die Schnur aus dem Fenster herab.“ Ein Büntel Schnüre war dem Zettelchen beygefügt.

An dem Weihnachtsfeste lebte alles im Hause hoch. Der Großinquisitor schmaußte mit den Seinigen, und sie tranken nach Verhältniß. Nach zehn Uhr war alles stille. Der Oberste der Wächter gestand Zamoren, daß er einen Besuch bey seiner Geliebten versprochen habe, und bat ihn, für ihn zu wachen. Zamora versprach es. „Ich habe zwar, sagte er, dem Gärtner versprochen, eine Flasche Wein mit ihm zu trinken, allein der Dienst soll nicht darunter leiden.“ Der Alkalde gieng zu seiner Geliebten; Zamora bewirthete die Wächter reichlich mit Wein; trank dem Gärtner tapfer zu, und brachte es bald dahin, daß alle schnarchten.

Nun war die entscheidende Stunde gekommen. Zamora holte eine Strickleiter, welche er gemacht, und sorgfältig verborgen hatte. Nachdem es Mitternacht geschlagen hatte, begab er sich unter Estevans Fenster; die Schnur kam herab, die Strickleiter wurde aufgezogen und befestigt; der Gefangene stieg glücklich herab, und Herr und Diener lagen sich in den Armen. Sie entkamen glücklich aus dem Hause, und begaben sich zu dem Consul, welcher schon alles zu der Abreise bereit gehalten hatte. Sie schifften sich nach Bordeaux ein, wo Esevan, da er sich nicht nach Spanien zu gehen getraute, seine übrigen Tage in Ruhe verlebte, und nach Jahren in den Armen Zamora's, welchen er zum Sohne angenommen hatte, entschlummerte.

Die Caravanen, oder über die Art in der Türkey, und andern Ländern zu reisen.

So nennt man eine Anzahl Menschen und Thiere, welche sich zu dem Endzweck versammelten, unter gegenseitigem Beystand und Schutz eine Reise durch unwirthbare, und für den einzelnen Reisenden Gefahr drohende Gegenden zu unternehmen. Glücklich sind jene Länder, in welchen aufgeklärte Regierungen für die Bequemlichkeit und Sicherheit der Reisenden sorgen. Da hat der Reisende nicht nöthig, sich in grosse Gesellschaften zu versammeln, um sich wechselseitig zu unterstützen. Einzeln darf er sich bey Tag und bey Nacht auf den Weg machen. Er findet gebahnte, und gut unterhaltene Strassen, ein angebautes und bewohntes Land, wo er überall, wenn auch nicht das Bequeme, doch das Nothwendige antrifft, und von Räubern und liederlichem Gesindel hat er sich nicht zu fürchten, weil wohlthätige Anstalten getroffen sind, das Land zu säubern. Laßt uns dankbar die mannigfaltigen Wohlthaten der Kultur erkennen, und nicht murren, wenn wir den Regierungen, welche väterlich für uns sorgen, Beiträge liefern müssen! Der Sclave in jenen noch halb rohen Ländern ist nicht einmal seiner bischen Haabe sicher, und muß jede Stunde gewärtig seyn, daß sie ihm abgepreßt werde, und doch genießt er ungeachtet aller dieser Aufopferungen der Wohlthaten, welcher wir uns zu erfreuen haben, nicht. Da hat man ungeheure Wüsten zu durchwandern, in welchen es dem Reisenden an allem gebricht, wo er leicht

Hungers oder Durst's sterben kann, oder Gefahr läuft, von wilden Thieren verzehrt, oder von den herumwandernden Horden wilder Räuber angegriffen, geplündert, auch wohl gar getödtet zu werden. An gebahnte, und gut erhaltne Strassen, ist in manchen Ländern gar nicht zu gedenken, und der Wanderer muß sich seinen Weg unter hundert Beschwerden selbst bahnen.

Unter solchen Umständen bleibt dem Reisenden nichts übrig, als sich unter der Leitung eines Anführers in grossen Haufen zu versammeln, um in vereinter Kraft jenen Schutz und Unterstützung zu finden, welche wir der Vorsorge unserer Regierungen verdanken. In gewissen zu grossen Reisen günstigen Jahrszeiten sammeln sich an bestimmten, und schon bekannten Orten, meistens in grossen Handelsstädten, die Reisenden. Der Führer dieser Versammlung, oder Caravane, heißt Caravan-bachi. Er bestimmt die Reiseroute, die Lagerorte, und sorgt gewöhnlich für das Nothwendige. Es ist zwar jedem Reisenden erlaubt, seine eigene Pferde, Maulthiere, Mundvorrath ꝛc. zu besorgen, und er thut auch besser daran, weil er sonst oft schlecht genug bedient wird. Gewöhnlich liefert der Caravan-bachi die nothwendigen Packthiere, welche nach Verschiedenheit der Länder, und der Provinzen, welche man zu durchwandern hat, verschieden sind. In vielen Ländern bedient man sich der Pferde, in andern der Maulthiere, Esel, und sehr oft auch der Ochsen. Zu Reisen durch Wüsteneyen, besonders durch Sandsteppen, in welchen es sehr oft an Wasser gebricht, sind Kameele und Dromedare die nützlichsten Thiere. Sie tragen grosse Lasten, sind im Stande langen Durst

zu leiden, und haben für den größten Nothfall Wasservorräthe in ihrem Magen, durch welche sich schon sehr oft Menschen von dem Tode gerettet haben.

In einigen Provinzen, besonders in jenen des türkischen Reichs, findet man in gewissen Entfernungen, gewöhnlich in der Entfernung einer Tagreise, Gebäude, in welchen die Reisenden, und ihre Thiere übernachten können. Sie werden Caravanserai's, oder Can's genannt. Sie gleichen, und das noch im verjüngten Maasstabe, den elendesten unserer Gasthöfe, in welchen man, wenn auch sonst nichts, doch Schutz gegen Wind und Wetter findet. Einige sind indessen bequemer eingerichtet, enthalten eine Reihe Kammern, in welchen die Reisenden sich zur Ruhe legen können, auch findet man nicht selten in ihrer Nähe Buden, in welchen man Kaffee, Sorbet, und für jene, welche sich kein Gewissen daraus machen, geistige Getränke, erhält. Andere Can's sind aber ohne alle Bequemlichkeit. Ein viereckigtes Gebäude, mit einem Dache. In der Mitte desselben der Platz, wohin das Gepäcke gebracht wird. Rings um dasselbe werden die Pferde und andere Packthiere angebunden, und längs den Wänden hin läuft eine kleine Erhöhung, auf welcher der Reisende ruht, und nicht selten in der Nacht Besuch von irgend einem der vierfüssigen Gäste bekömmt. In manchen Provinzen, besonders in den grossen Wüsteneyen, muß man auch dieser Bequemlichkeit entbehren. Da findet man blos Lagerplätze, etwa in der Nähe einer Quelle, oder eines Brunnens. Ist man da angelangt, so wird in der Mitte Feuer angeschirrt, um zu kochen. Ringsum liegen die Reisenden und das Gepäcke, und die Thie-

re sind im Kreise umher angebunden. In Gegenden, welche wegen der Räuber oder wilder Thiere unsicher sind, werden die Thiere und das Gepäck in die Mitte gebracht, die Nacht über Feuer unterhalten, und Wachen ausgestellt.

Die Caravanserai's, und Brunnen sind gewöhnlich milde Stiftungen frommer Privatleute, welche sich dadurch eine Stufe in dem Paradies erringen wollen. Es ist ein Grundsatz der mahomedanischen Religion, daß es nichts Verdienstlicheres gäbe, als solche Stiftungen zum Besten seiner Mitmenschen. Viele dieser Brunnen sind zierlich, manche prächtig erbaut. Man findet da immer Gefässe für Menschen und Thiere, und an manchen Orten Bequemlichkeiten, die den Mahomedanern gesetzlich vorgeschriebenen Reinigungen vorzunehmen. Um viele dieser Brunnen, oder auch längs der Strasse, sind Datteln und andere Bäume gepflanzt, damit der müde Reisende Schatten, und Erquickung finden möge.

Der Caravan-bachi ist mit seinen Knechten, deren er nach Verhältniß der Caravanen mehrere hat, immer vor Tagesanbruch schon auf den Beinen. Er besorgt das Aufladen, und Befestigen des Gepäcks, für welches er haften muß. Dieses Geschäft nimmt unter grossem Geräusch Morgens und Abends mehrere Stunden weg, und die Sonne steht gewöhnlich schon hoch, wenn sich die Caravane in Bewegung setzt. Der Bachi ist immer an der Spitze, und in Gegenden, wo man wegen Räuber Gefahr läuft, schickt er gewöhnlich nach allen Seiten Späher aus. Bey der Nachricht der Annäherung des Feindes wird entweder Halt gemacht, oder doch die Ordnung gegeben, daß

Je-

Jedermann seine Waffen bereit halte, und in gedrängten Reihen vorrücke. Es geschieht selten, daß man zum wirklichen Kampf kommt. Vor einzelnen Räubern kann man sich schützen, und wenn ganze Horden erscheinen, wie das bey den Arabern oft der Fall ist, so wird oft der Weg der Unterhandlung eingeschlagen. Diese Horden sind es gewohnt, den Caravanen eine Art Wegegeld abzufordern, und lassen sie dann im Frieden ziehen, nehmen sie auch wohl gegen andere Räuber in Schutz.

Es gibt gewisse Vorsichtsmaasregeln, welche jeder Fremde, der in diesen Ländern reist, beobachten soll. Vor allem muß er die Landestracht annehmen, denn sonst würde er der Gegenstand des Spottes, ja der Verfolgung seyn. Es ist eine Hauptsache, gut beritten, und gut bewaffnet zu seyn, und sich von einem Standpunkt zum andern mit Lebensmitteln zu versehen, um nicht nur selbst keinen Mangel zu leiden, sondern auch manchmal noch den Caravan-bachi, oder einen seiner Leute mit etwas bewirthen zu können, denn es ist wesentlich nothwendig, mit diesen Menschen in gutem Einverständnisse zu bleiben. Seinem Ansehen gegen sie, darf man sich übrigens nichts vergeben, und sie sind es gewohnt, ernst behandelt zu werden. Der Reisende sollte immer, entweder an dem Orte wo die Caravane ausgeht, oder an dem, wohin sie geht, einen Kaufmann von Ansehen, oder einen Consul seiner Nation haben, an welchen er sich wenden kann, wenn er Klage gegen den Bachi, oder seine Leute zu führen hat. Diese Leute müssen gewöhnlich für den Reisenden und sein Gepäcke gut stehen, auch erhalten sie die Bezahlung nicht

eher, bis sie alles dem Freunde, an welchen der Reisende empfohlen ist, richtig abgeliefert haben. Es ist unnöthig, selbst gefährlich, auf der Reise viel baares Geld zu haben, oder doch blicken zu lassen. Zu rathen ist, daß der Reisende sich für die Reise einen Diener aus den Landeseinwohnern wähle. Sie dienen mit eiserner Treue, und sind bereit, für ihren Herrn Leib und Leben zu wagen. Eine Untreue ist ein äußerst seltner Fall.

Die Wahabiten,
eine
mahomedanische Sekte in Arabien.

In den letzten Jahrzehnten des verflossenen Jahrhunderts bestand in Arabien eine Sekte, welche allen bisherigen mahomedanischen Sekten gleich gefährlich wurde, und das ganze Gebäude des Islamismus umzustürzen, oder ihm doch eine ganz andere Gestalt zu geben drohte. Seit Mahomeds Zeiten machte noch keine so rasche und bedeutende Fortschritte, und obwohl die Wahabiten in der letzten Zeit einige bedeutende Niederlagen erlitten, so ist ihr Anhang noch groß, und wird früh oder spät zu dem vorgestekten Zwecke gelangen. Unsere Absicht ist es, den Lesern aus größern Schriften über diesen Gegenstand einen gedrängten Auszug zu liefern, um ihnen einen Ueberblick von der Entstehung und den ersten Fortschritten dieser Sekte zu geben.

Der Stifter derselben Abdul Waheb war, nach Niebuhr, zu El Aiane, in der Provinz Nedjed-el-

Ared in Arabien in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts geboren. Er widmete sich mehrere Jahre den Wissenschaften, machte einige Reisen durch Persien, hielt sich geraume Zeit in Bassora auf, und kehrte dann in sein Vaterland zurück, um seinen reif durchdachten Plan auszuführen. Er trat als Reformator auf. Die Provinz Nedjed war in verschiedene Distrikte eingetheilt, deren jeder einen eignen Scheik hatte. An diese wendete sich Waheb, und stellte ihnen die in der mahomedanischen Religion eingerissenen Misbräuche vor, z. B. die Anbethung, nicht nur Verehrung, der Heiligen, den Genuß starker Getränke, des Opiums, u. a. um sich zu berauschen. Besonders machte er den beeden Sekten der Sunny's Vorstellungen über die Albernheit zu glauben, der Coran sey von Gott, und von Ewigkeit an geschaffen. Er ist, sagte er, ein unter göttlichem Einfluß verfaßtes nützliches Buch, aber weiter nichts, und entwarf dem zu Folge folgendes Glaubensbekenntniß: „Es ist nur ein Gott. Dieser Gott ist Gott, und Mahomed sein Prophet. Man soll dem Coran, und den Worten des Propheten zu Folge handeln, allein es ist unnütz zu Gott zu beten, daß er seinen Segen über den Propheten ausschütte. Eben so unnütz ist es, den Propheten anzurufen, daß er bey Gott unser Fürsprecher sey, denn seine Fürsprache würde ohne Wirkung seyn. Schicket keine Gebete an den Propheten, und ruft nur Gott allein an."

Diese Lehre fand grossen Beyfall. Sie wurde von vielen Stämmen angenommen, und die Folge davon war, daß sie ihn, wie ehedem Mahomed, nicht nur als den Stifter einer neuen Lehre, sondern bald

auch als ihren Anführer anerkannten. Sein Ansehen wuchs zusehends. Die andern Cheik's, welche seine neue Lehre nicht billigten, und ihn nicht als Oberherrn erkennen wollten, verbanden sich gegen ihn, und überfielen ihn in seinem Geburtsorte, allein Waheb schlug sie zurück, und blieb in mehr andern Gefechten Sieger, wodurch sein Anhang immer vergrössert wurde. Waheb war übrigens ein kluger Kopf, welcher nach Mahomeds und anderer Religionsstifter Beyspiel die Umstände treflich zu benutzen wußte. Er kannte die Menschen, mit welchen er es zu thun hatte, genau, und verstand es, ihre Leidenschaften rege zu machen. Den Schwärmern erhitzte er noch mehr die Einbildungskraft, andere reitzte er durch Darstellung des bisher erlittenen Drucks zur Rache, und bey vielen weckte er die Geldgierde. Er erklärte, daß alle jene, welche seine Lehre nicht anerkennen wollten, Ungläubige seyen, welche man verfolgen und plündern dürfte. Die Hoffnung auf diese Weise sich bereichern zu können machte, daß eine Menge Volkes ihm zuströmte, und viele andere erklärten sich als seine Anhänger aus Furcht, und in der Absicht, sich dadurch vor der Plünderung zu sichern. In wenig Jahren hatte er sich die Provinz Nedjed unterworfen, und seine Anhänger, unter welchen der Cheik Mekrami einer der Angesehnsten war, dehnten in seinem Namen die Eroberungen schon in andern Provinzen aus, als Waheb starb, und seine Stelle seinem Sohn Abdulaziz hinterließ. Dieser wurde ohne Anstand als Oberhaupt anerkannt, und gieng raschen Schritts auf dem von seinem Vater gebahnten Wege vorwärts. Unter seiner Regierung fiel fast ganz Arabien unter sei-

ne Herrschaft, und selbst die arabischen Stämme der grossen Wüste bekannten sich zu seiner Lehre, und erkannten ihn gewissermassen als ihr Oberhaupt. Sie verwüsteten, nach den Grundsätzen dieser Sekte, Husseins herrliches Grabmal zu Arbela, welchen die Perser, und alle Anhänger Ali's so sehr verehrten, und sendeten Abdulaziz einen Antheil der gemachten Beute. Von einer andern Seite drangen die Wahabiten bis an die Thore von Mocka vor. Abdulaziz Sohn Sund zeigte sich in allen Gelegenheiten als einen tapfern Krieger, und einstigen würdigen Nachfolger seines Vaters.

Die heiligen Städte Mekka und Medina zogen der Wahabiten vorzügliche Blicke auf sich. Von einer Seite die ungeheuren Reichthümer, welche da zu finden waren, von der andern die vielen Heiligthümer, welche nach ihren Grundsätzen zerstört werden mußten, und übrigens waren diese Städte die ansehnlichsten des Landes, welches sie sich ganz unterwerfen wollten. Abdulaziz dachte also ernstlich daran, diese Städte anzugreifen, und die Umstände waren ihm günstig. Galib der damalige Scherif, ein Ungeheuer des Stolzes, der Habsucht und der Grausamkeit, war bey seinen Untergebenen allgemein verhaßt. Sein eigener Schwager Mozeife verließ ihn, und wurde Wahabit. Abdulaziz wußte dieses treflich zu benutzen. Er übergab Mozeife den Oberbefehl über 12,000 Mann, mit welchen dieser verschiedene glückliche Treffen lieferte, und im Februar 1803 Tayis belagerte. Galib hatte in dieser Stadt prächtige Palläste, und grosse Reichthümer, er eilte daher zu ihrer Vertheidigung herbey. Einige Tage hindurch

hielt er sich tapfer, und machte mehrere Ausfälle, als ihn aber sein eigner Neffe Abdalla heimlich verließ, und nach Moka floh, fürchtete Galib einen Aufstand seiner dortigen Untergebenen, und um dem Uebel zuvorzukommen, eilte er auch dahin. Er nahm seine Schätze mit, zündete seine Palläste an, und überließ die Stadt ihrem Schicksal. Die Wahabiten drangen ein, und verübten ihre gewöhnlichen Verwüstungen. Mehrere hundert Einwohner mußten über die Klinge springen, und die Häuser wurden geplündert. Es befanden sich in dieser Stadt viele Grabmäler, vorzüglich das des Oheims des Propheten, welche von den Gläubigen verehrt wurden. Alle wurden verwüstet, doch störten die Wahabiten die Ruhe der Gebeine nicht. Die Gräber blieben uneröffnet, und die Steine ruhig darauf liegen. Auch die Harem's blieben verschont. Mozeife wurde zum Lohn seiner Tapferkeit, eigentlich seiner Treulosigkeit, als Statthalter ernannt.

Nun beschloß Abdulaziz nach Mekka und Medina vorzurücken, und sich zugleich der beeden Häfen Jidda und Jambo zu bemächtigen, denn es war ihm ein Gräuel, daß ein Abkömmling Mahomeds da herrschen sollte. Er beorderte seinen Sohn Suud, welcher im April 1803 mit solcher Wuth vor Mekka drang, daß den Scherif ein panischer Schrecken überfiel. Er nahm seine Schätze und floh nach Jidda. Seinem Bruder, welchen er in der Stadt zurückließ, trug er auf, mit dem Feind wegen der Uebergabe zu unterhandeln. Es kamen auch wirklich billige Bedingnisse zu Stande, welche von den Siegern getreu erfüllt wurden. Die Stadt wurde von der Plünderung ver-

schont, desto schlimmer aber ergieng es den Grabmälern, an der Zahl ungefähr 80, in welchen die Nachkommen des Propheten ruhten. In vorzüglicher Verehrung stand das Grabmal der Cadija, einer Gemahlin des Propheten. Sie wurden alle zerstört, die Gebeine der Verstorbenen indessen nicht beunruhigt. Die Caaba wurde verschont, doch erklärten die Wahabiten die Verehrung, welche man dem schwarzen Stein erwies, als einen wahren Götzendienst. Eben so ärgerlich fanden sie die Gebräuche, welche bey dem Steine Abrahams, auf welchen Abraham stieg, als er die Caaba baute, und einen Eindruck seines Fusses hinterließ, statt finden. Sie verboten, daß wie bisher in diese Fußstapfe Wasser gegossen, und den Wallfahrtern zu trinken gegeben werde.

Suud, als ein kluger Kopf, erkannte indessen die Vortheile, welche die Stadt von deren Zusammenflusse der Wallfahrter jährlich zog, und gieng daher mit vieler Mässigung zu Werke. Er bestättigte den Cadi, welchen der Grosherr ernannt hatte, und erließ an diesen ein Schreiben in folgenden Ausdrücken: „Suud an Selim. Ich bin den vierten Tag „des Moharems im Jahr 1218 der Hegira in Mekka eingedrungen, und schonte die Einwohner. Ich „habe die Grabmäler, welchen eine götzendienstliche „Verehrung erzeigt wurde, zerstört. Ich habe die „Zollabgaben auf 2 1/2 vom Hundert herabgesetzt, und „den Cadi, welchen du ernanntest, um diesen Ort nach „Mahomeds Vorschriften zu beherrschen, bestättigt. Ich „wünsche, daß du die Pascha's von Schaum, Syrien „und Egypten benachrichtigst, in Zukunft den Mahamel (den reichen Schleier, mit welchem die Caa-

„da bedeckt wird,) nicht mehr unter Paucken und „Trompetenschall, weder hieher, noch nach Medina zu „bringen, denn wozu nützt all das? Die Religion ge„winnt nichts bey allen diesen Dingen. Der Friede sey „zwischen uns, und der Segen Gottes mit dir."

Dieser Brief war vom 10. Moharem (3 May) und den folgenden Tag brach Suud gegen Jidda auf. Der Scherif hatte die Zeit, welche Suud in Mekka verweilte, treflich benutzt, um den Platz in Vertheidigungsstand zu setzen, und die Kanonen, welche sich auf den im Hafen liegenden Schiffen befanden, auf die Wälle bringen zu lassen. Suud beschloß den Platz mit Sturm zu nehmen, allein er wurde abgeschlagen, und nun versuchte er es, ihn auszuhungern. Schon war der Mangel, besonders an Wasser, außerordentlich, und viele Einwohner starben vor Elend. Der Scherif fieng an zu unterhandeln, und schon war die Summe bestimmt, gegen welche Suud die Belagerung des Platzes aufheben sollte, als er Nachricht von dem Tode seines Vaters erhielt. Abdulaziz wurde von einem Araber, welchem er schon mehrere Jahre zuvor eine Tochter geraubt hatte, in der Moschee ermordet. Der Araber hatte all sein Haab und Gut verkauft, und war, vom Geist der Rache beseelt, seinem Feind immer auf dem Fuße gefolgt, bis er endlich den günstigen Augenblick fand, die Beleidigung in dem Blute seines Feindes abzuwaschen. Suud, welcher Unruhen befürchtete, eilte ohne Jidda's Uebergabe abzuwarten, eiligst mit seinem Heere zurück, und der Platz war für diesesmal gerettet. Auch Mekka fiel wieder in die Hände der alten Besitzer, Tayif aber wurde von Mozeife standhaft behauptet.

Suud wurde als der Nachfolger seines Vaters, als Oberhaupt und Führer der Wahabiten anerkannt, und setzte die Bekehrungs- und Eroberungskriege fort. Im Jahre 1804 fiel Medina, in welcher Stadt die Gläubigen seit Jahrhunderten ungeheure Schätze aufgehäuft hatten, in seine Hände. Das Grab des Propheten wurde zerstört, und Jidda abermals, doch ohne Erfolg, angegriffen, Jambo aber erobert. Der Pascha von Syrien wagte es durch die Haufen der Wahabiten durchzubrechen, und die Gläubigen verrichteten ihre Andacht an der heiligen Caaba unter den gewöhnlichen Feyerlichkeiten. Die Herrlichkeit dauerte indessen nicht lange, denn die Wahabiten folgten auf dem Fuße. Die längs dem rothen Meere wohnenden Araber bekannten sich auch zu der Sekte der Wahabiten, und da sie der Schiffahrt kundig sind, so können sie früh oder spät den Angelegenheiten derselben von der Seeseite her den Ausschlag geben. So schwach und tief erschüttert auch das türkische Reich ist, so ist es indessen nicht wahrscheinlich, daß die Wahabiten allein demselben den Umsturz geben. Damit dieses geschähe, mußten sie von irgend einer europäischen Macht kräftig unterstützt werden. Bisher geschah dieses nicht, wer bürgt aber dafür, daß es in der Folge aus politischen Gründen nicht geschehen könne? Der Stoß ist einmal gegeben, und Arabien scheint wenigstens verloren zu seyn. In dem letzten Jahrzehend kämpften die Wahabiten mit abwechselndem Glücke. Sie waren Sieger, und wurden besiegt. Die öffentlichen Blätter verkündeten uns zwar, es sind kaum einige Monate, die grossen Siege, welche über sie erfochten wurden, allein diese Berichte schei-

nen jenen zu gleichen, welche einst eine grosse Nation von der Niederlage ihrer Feinde lieferte. Sie wurden gepulvert, und ihr Staub den Winden übergeben, allein am Ende standen sie immer vom Tode wieder auf.

Spaniens allmählige Entvölkerung geschichtlich dargestellt, und nach Staatswirthschaftlichen Grundsätzen erklärt.

Es ist für jeden denkenden Menschen, besonders aber für den Staatswirth und den Philosophen, äusserst wichtig, die so verschiedene Bevölkerung der Länder zu betrachten, und zu untersuchen, worin der Grund der so grossen Verschiedenheit liege. Bey vielen Ländern ist es nicht schwer, diesen Grund anzugeben. Die Lage, das damit verbundene Klima, die Fruchtbarkeit oder Unfruchtbarkeit des Landes, u. d. gl. sind die Ursachen der grössern oder geringern Bevölkerung. Der Mensch kann durch Klugheit wohl manches verbessern, allein den nachtheiligen Einfluß der natürlichen Beschaffenheit eines Landes ganz zu heben, vermag auch die weiseste Regierung mit den zweckmässigsten Maasregeln nicht ganz. Wenn man aber Länder erblickt, welche bey der glücklichsten Lage, und der größten Fruchtbarkeit andern von der Natur minder begünstigten in Hinsicht der Bevölkerung weit nachstehen, dann muß der Grund hiezu in

grossen innerlichen Gebrechen liegen, und es lohnt sich der Mühe, demselben nachzuspüren. Dieses ist der Fall mit Spanien. Dieses herrliche Land zählt auf die Quadr. Meile zwischen 60 und 70 Menschen. In Vergleichung mit Rußland und andern nördlich gelegenen Ländern ist diese Bevölkerung groß. Rußland zählt im Durchschnitt genommen, kaum 10 Menschen auf die Quadr. Meile, und Schweden nicht viel mehr, allein hier ist die örtliche Lage Schuld. Frankreich hat 150 Menschen auf die Quadr. Meile, und England nicht viel weniger. Holland verdankte einst seinen weisen Gesetzen eine Bevölkerung von 250 Seelen auf die Quadr. Meile, und in Deutschland finden sich viele Länder und Provinzen, deren Bevölkerung fast eben so beträchtlich ist.

Spaniens Bevölkerung war nach dem Zeugniß aller ältern Geschichtschreiber einst weit beträchtlicher, als jetzt. Es hält zwar schwer die Bevölkerung dieses Landes genau anzugeben, weil die Einwohner, um ihre Abgaben zu erleichtern, und auf andern eigennützigen Gründen, die Zahl immer geringer angeben, als sie wirklich ist. Im Jahre 1723 berechnete man Spaniens Bevölkerung zu 7 1/2 Million Einwohner, und bis zu dem Jahre 1770 hatte sie sich um beynahe zwey Millionen gehoben. Im Jahr 1787 wurde die letzte Volkszählung, wenigst die letzte, welche öffentlich bekannt wurde, vorgenommen, und die Bevölkerung betrug über 10 Millionen. Seitdem hat dieselbe, der innern Unruhen, und der spätern verheerenden Kriege wegen, gewiß eher ab, als zugenommen. Verschiedene Schriftsteller versuchten es schon, die Ursachen der Entvölkerung dieses herrlichen

Landes anzugeben, allein sie hielten sich meist nur an die bekanntesten, ohne der verschiedenen andern Gründe zu erwähnen, welche dazu beytrugen, dieses ehedem so mächtige Land zu schwächen, und seine Bevölkerung so tief herab zu drücken. Wir wollen es versuchen, dieses geschichtlich, und nach Staatswirthschaftlichen Gründen darzuthun.

Kein Land der Welt ist seit Jahrhunderten so sehr durch Pest, und andern ansteckenden Krankheiten verwüstet worden, als Spanien. Im Jahre 1347 brach eine fürchterliche Pest aus, und wüthete drey Jahre hindurch. Ganze Städte und Dörfer starben aus, und die Bevölkerung wurde durch diese Geisel der Menschheit um ein Drittheil vermindert. Die Hungersnoth, welches Unerfahrne in einem so fruchtbaren Lande für unmöglich halten würden, war sehr oft im höchsten Grade, und man weiß, daß Krankheiten immer die Begleiter des Hungers sind. Dieses grosse Land war ehedem in viele Königreiche eingetheilt, deren eines das andere feindselig behandelte, und seinen Nachbarn in der Noth das Nothwendige versagte. Auch nach geschehener Vereinigung betrachteten sich die Provinzen aus übel verstandenen Grundsätzen als getrennt, uud belegten die Einfuhr des Getreides mit grossen Abgaben, oder sperrten sie wohl ganz. Die Folge davon war, daß während eine Provinz Ueberfluß hatte, die Einwohner einer andern alle Schrecken des Hungers, und der damit verbundenen Krankheiten erduldeten. Der Anbau des Landes verminderte sich zusehends, und der Mangel wurde immer drückender. Der Mangel an Strassen und Kanälen erschwerte übrigens die Zufuhr noch um vieles.

Im Jahr 1649 starben in den südlichen Provinzen Spaniens mehr als 200,000 Menschen an Hunger. In der Mitte des verflossenen Jahrhunderts wurde endlich der Getreidehandel freygegeben, und die Hungersnoth verschwand auf immer. Seuchen sind indessen in Spanien noch immer häufig, wovon die Geschichte unsrer Tage einen neuen Beweis liefert, wozu wohl auch die Lebensweise der Spanier vieles beytragen mag.

Die innern Kriege rafften in Spanien durch Jahrhunderte eine Menge Menschen weg. Kriegerische Völker machten sich gegenseitig die Provinzen streitig, und entvölkerten dadurch das Land. Diese verwüstenden Kriege hörten erst dann auf, als die Kronen von Castilien und Arragonien vereinigt, und die Mauren nach der Einnahme von Grenada vertrieben wurden. Wenn es möglich wäre, ein Verzeichniß der in diesem Kriege Getödteten zu erhalten, so würde man finden, daß das Schwert nicht weniger verheerend war, als die Pest, und der Hunger.

Zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts entdeckte Columb eine neue Welt, und öffnete dadurch die Quelle grosser Schätze, aber auch der Entvölkerung für Spanien. Tausende strömten nach Amerika hin, um sich zu bereichern, und das Mutterland wurde dadurch Menschenleer. Vorzüglich litten darunter die an der See gelegenen Provinzen, denn die Menschen fanden es zu mühsam, wie bisher dem fruchtbaren Lande durch Arbeit Schätze abzugewinnen, und wollten auf einmal reich werden. Die Geschichte lehrt uns, daß regelmäßige und allmählige Auswanderungen die Länder nicht entvölkern. Beweise hievon lieferten Schott=

land, Deutschland, die Schweiz ꝛc. aus welchen öfters Menschen auswanderten, ohne daß die Bevölkerung dadurch merklich gelitten hätte. Ganz anders verhält es sich aber, wenn eine unmäßige Sucht auszuwandern die Menschen auf einmal befällt. Dieses schlägt dem Mutterlande Wunden, welche schwer wieder zu heilen sind, wie es mehrere spanische Schriftsteller, und vorzüglich Osorio in seinem Discorso universal, welchen er 1686 Karln II. überreichte, aus der Geschichte ihres Vaterlandes bewiesen.

Die Schätze von Peru und Mexiko hatten für Spanien noch eine andere nicht minder nachtheilige Folge. Sie hoben dieses Land für kurze Zeit, und plötzlich zu grossem Uebergewicht empor, nährten den Stolz, fachten die Eroberungssucht an, und erregten die Eifersucht anderer Völker. Spanien befand sich daher seit der Thronbesteigung Karl's I. 1506, welcher in der Reihe der deutschen Kaiser unter dem Namen Karl's V. bekannt ist, länger als 200 Jahre fast immer in Krieg verwickelt, verschwendete seine Schätze, und düngte Italien, Deutschland, die Niederlande, Frankreich, und so viel andere Länder in der alten und neuen Welt mit dem Blute seiner Einwohner. Spanien besaß viele Länder und Königreiche, allein sie waren so getrennt von einander, daß sie sich wechselseitig keine Festigkeit gewährten, und immer den Keim zu neuen verheerenden Kriegen in sich trugen. Man kann behaupten, daß Spanien durch seine Siege an Menschen und Geld sich erschöpfte. Ein Jahrhundert nach der Entdeckung von Amerika, war der Kredit so tief gesunken, daß man den Münzfuß verändern, und Geld mit 30 Pr.C. aufnehmen

mußte, um die nothwendigen Ausgaben bestreiten zu können.

Die Austreibung der Mauren trug nicht wenig zur Entvölkerung Spaniens bey. Schon früher hatten Ferdinand und Isabelle, um dem Himmel ihre Dankbarkeit für die Eroberung von Grenada zu bezeigen, mehrere hunderttausend Juden aus dem Lande verwiesen, und durch Vertreibung der Mauren verlor das Land beynahe eine Million seiner arbeitsamsten Bewohner. Dieses sind allerdings Wunden, welche selbst unter der weisesten Regierung nach Jahrhunderten kaum geheilt werden können.

Die häufigen Räubereien, welche späterhin noch die Mauren von den Küsten der Barbarey her, in den an dem Meere gelegnen spanischen Provinzen verübten, kann man allerdings auch als eine Ursache der Entvölkerung Spaniens betrachten, denn alle Jahre wurden von den Räubern eine grosse Anzahl Menschen in die Gefangenschaft fortgeführt, welche für das Land verloren waren, oder doch mit grossen Summen gelöset werden mußten. Im Laufe des siebenzehnten Jahrhunderts belief sich nach dem Zeugniß mehrerer Schriftsteller die Anzahl der in der Sclaverey seufzenden Spanier immer auf 30,000.

Durch den Krieg, in welchem Spanien in den neuesten Zeiten durch die Tollkühnheit eines vom Glücke geblendeten, und alles Recht und Billigkeit verspottenden Eroberers verwikelt wurde, verlor dieses Land neuerdings viele Menschen. Diese so tief gesunkene, und deswegen ungerechter Weise so sehr verachtete Nation, zeigte, was ein Volk vermag, wenn es ernstlich will, und von allgemeinem Interesse ge-

leitet wird. Die Spanier behaupteten ihre Selbstständigkeit, und retteten ihr Vaterland von fremdem Joche. Sie waren es, welche dem alles zu verschlingen drohenden Koloß den ersten Stoß beibrachten; welche durch ihr Beyspiel auch andern Nationen Selbstvertrauen einflößten. Möge ihre edle Anstrengung gewürdigt, und belohnt werden.

Wir zeigten bisher geschichtlich die Abnahme von Spaniens Bevölkerung. Es bleibt uns noch übrig, die Leser auf einige andere im Innern, und in der Verfassung des Landes liegende Ursachen aufmerksam zu machen.

Die vielen Klöster sind der Bevölkerung eines Landes gewiß nicht zuträglich. Man findet in Spanien 9000 Klöster, in welchem beynahe 100,000 Mönche und Nonnen leben, und wenn man dazu die ausser den Klöstern lebenden, durch Gelübde aber zum ehelosen Stande gehaltenen Menschen rechnet, so beläuft sich ihre Anzahl weit über 200,000. Die vorzüglichsten spanischen Schriftsteller eiferten von jeher gegen die so grosse Anzahl der Klöster, und überzeugt von der Wahrheit, beschlossen schon im siebenzehnten Jahrhundert, nemlich unter Philipp IV. die Stände, daß kein neues Kloster gestiftet werden dürfe, allein die allgemeine Volksmeynung machte diese Gesetze kraftlos. Merkwürdig ist, was hierüber die Universität zu Toledo in einer Philipp III. überreichten Schrift sagt. Sie betrachtet die grosse Anzahl eheloser Menschen nicht sowohl als die Ursachen, sondern als die Wirkung des Zerfalls der Nation. Der Handel und die Gewerbe schmachten, und die Eltern, welche für ihre Kinder im thätigen Leben Kummer und

Elend

Elend fürchten, widmen sie dem ehelosen Leben, und machen Mönche und Nonnen aus ihnen. Daher kömmt es, sagt sie, daß jetzt kaum ein Zehntheil so viel Ehen geschlossen werden, als ehemals.

Der Mangel an Thätigkeit trägt immer dazu bey, ein Land zu entvölkern, und dieser ist in Spanien ausserordentlich groß. Kein Handwerker, kein Arbeitsmann, entschließt sich dazu, mehr als 6 oder 7 Stunden im Tage zu arbeiten, und die Gesellen, und Knechte machen noch überdieß auf ganze Täge Anspruch, welche ihnen frey gegeben werden müssen. Hiezu kommen noch die vielen Feyertage. Sie sind zwar in neuern Zeiten, wie fast überall, gemindert worden, allein der an Vorurtheilen hängende Mensch arbeitet doch nicht. Jede Stadt, jedes Dorf, jedes Kloster hat überdieß noch seine eignen Festtage, und die benachbarten Menschen wallen alle dahin, und hungern lieber mehrere Tage, als sich dieses Vergnügen rauben zu lassen.

Das Misverhältniß des Ackerlandes gegen die Waideplätze thut der Bevölkerung Spaniens grossen Schaden. In einem wohl eingerichteten Staate muß Viehzucht und Ackerbau in gleichem Verhältnisse stehen, eines dem andern zu Hilfe und Unterstützung dienen, keines das andere verdrängen. Dieses ist in Spanien der Fall. Aus übel verstandenen Grundsätzen beförderte man auf Kosten des Ackersbaues die Schaafzucht. Güterbesitzer liessen ganze Dörfer zerfallen, und machten aus ihren Feldern Waideplätze. Man bedachte nicht, daß auf einem Bezirke, welche in dem jetzigen Zustande eine Familie ernährt, zwanzig Familien durch den Ackerbau ernährt werden könnten. Man findet Millionen

von Merinos, aber wenig angebaute Felder, welches dem Staate, und der Bevölkerung grosse Nachtheile bringt.

Die ungleiche Vertheilung der Grundstücke, und der dazu gehörenden Wohnungen, hindert die Bevölkerung Spaniens ausserordentlich. Man muß die Ursache hievon in der ältern Geschichte des Landes aufsuchen. Der Zustand der Verwirrung, und der innerlichen Unruhen, in welchem sich Spanien so lange Zeit befand, nöthigte die Bewohner des flachen Landes sich in Städte, oder doch wenigst in grosse Dörfer, zusammen zu ziehen, um sich gegenseitig vertheidigen, und gegen Plünderung und Verwüstungen schützen zu können. Diese Städte und Dörfer wurden in den fruchtbarsten Gegenden angelegt. Die Umgebungen dieser Städte und Dörfer wurden angebaut, und standen im herrlichsten Flor, während die entferntern Grundstücke wüst liegen blieben, und gänzlich verwilderten. Die häufigen Seuchen und pestartigen Krankheiten machten, daß oft ganze Dörfer ausstarben, und ihr ganzes Gebiet war in wenig Jahren eine Wildniß. Die damalige Verfassung des Landes trug zu diesem Unwesen noch vieles bey. Die Fürsten, beschäftigt die Ungläubigen zu bekriegen, forderten die Grossen des Landes zum Beystande auf, und diese erschienen an der Spitze ihrer Lehensleute, allein sie forderten für ihre Anstrengungen Entschädigung, und machten sich durch die ihnen gelegensten Städte und Dörfer bezahlt. Der hohe Adel suchte sich, wie es bey allen schwachen Regierungen zu geschehen pflegt, auf Kosten des Landesherrn zu vergrössern, und aus diesen Ursachen kam es, daß man-

che Familien sich grosse Theile von Provinzen zueigneten. Ganz Andalusien z. B. theilten die drey Familien Ossuna, Alba und Medina-Coeli unter sich, und letztere besaß noch obendrein durch Erbschaft den größten Theil von Catalonien. Daß diese grossen Besitzungen dem Anbau des Landes, und folglich der Bevölkerung, wenig zuträglich waren, begreift jeder, welcher nur die Anfangsgründe der Staatswirthschaft inne hat. Die Grossen hielten sich meist am Hofe, selten in ihren Besitzungen auf, und fühlten sich wenig geneigt, zum Besten ihrer Erben kostspielige Verbesserungen zu machen. Die Folge davon war, daß das Land schlecht bebaut wurde, und die Bevölkerung sich verminderte. Die Intendanten der Grossen besorgten den Nutzen ihrer Herren schlecht, und die Pächter waren so arm, und ihr Zustand übrigens so ungewiß, daß sie zur Verbesserung nichts thun konnten, noch wollten. Die aufgeklärtesten spanischen Schriftsteller riethen daher, das wüste Land unter Einzelne gegen eine mäßige Abgabe zu vertheilen. Diese kleine Grundeigenthümer würden im Stande seyn, das Land gut anzubauen, und die Bevölkerung würde dabey gewinnen.

Auch in Hinsicht der Künste und Gewerbe gab es, und gibt es noch in Spanien Hindernisse, welche dem Flor des Landes, und folglich der Bevölkerung im Wege stehen. Hiezu gehören die Monopolien, welche für Rechnung der Regierung betrieben werden. Welcher Privatmann wird es wagen, mit dem Fürsten des Landes in Concurrenz zu treten? Die Folge davon ist, daß alle Industrie schmachtet, und die Menschen sich vermindern. Die Regierung

hat das Monopol des Salzes, Tabaks, Schwefels, Schießpulvers, Branntweins rc., und für königliche Rechnung werden eine Menge Manufakturen betrieben, Tücher zu Guadojalara und Brihuega, Goldstoffe zu Talavara, Teppiche zu Madrid, Strümpfe zu Valdemore, Spiegel zu St. Ildephons, Porzelän in Buon Retiro, Töpferwaaren zu Talavara, Papier zu Segovia, Spielkarten zu Madrid und Malaga, Degen und Säbelklingen zu Toledo rc. rc.

Die natürliche Abneigung der Spanier gegen den Handel und Gewerbe ist ebenfalls ein grosses Hinderniß der Bevölkerung. Der Spanier ist nichtsweniger als unthätig. Er ist grosser Anstrengungen fähig, allein er verachtet den Handel und die Gewerbe als seiner unwürdig. Mancher Adeliche in Spanien hungert lieber mit den Seinigen, als sich gemächlich durch irgend eine Arbeit zu nähren. In ältern Zeiten lag der Handel in den Händen der Juden, Gewerbe und Künste aber vorzüglich in jenen der Mauren, und als diese arbeitsamen Menschen vertrieben wurden, entstand zum grossen Nachtheil des Staates eine Lücke, welche der National-Vorurtheile wegen noch nicht ausgefüllt werden konnte.

Eben so nachtheilig für die Bevölkerung Spaniens ist der Widerwille, welchen die Spanier gegen Niederlassungen der Fremden in ihrem Lande haben Die Regierung fühlte schon lange den Nutzen, welchen sie von Fremden, welche Geld, Thätigkeit und Kenntnisse mitbringen, ziehen könnte, und versuchte es daher schon lange, solche Niederlassungen zu begünstigen, allein immer ohne grossen Erfolg, weil ihnen die Vorurtheile des Volkes im Wege standen. Im Jahre 1623

erlaubte die Regierung allen Fremden, sich naturalisiren zu lassen, und Ackerbau und Gewerbe zu treiben, mit der Bedingniß jedoch, sich im Innern des Landes, und wenigst 20 Meilen von der Küste, niederzulassen. Diese Erlaubniß wurde öfters, aber immer mit schlechtem Erfolge, wiederholt, und 1772 wurde sie auch auf Kaufleute ausgedehnt, und gestattet, daß sie sich in irgend einem beliebigen Seehafen niederlassen dürften. Ein helldenkender Minister versuchte es, die Sierra morena, und andere unbebaute Gegenden, mit fremden Ansiedlern zu bevölkern, und die Niederlassungen hatten den besten Erfolg, zerfielen aber bald wieder nach dem Sturze des Ministers. Diese Abneigung der Spanier gegen Fremde ist auch Ursache, daß sie in vielen Künsten und Gewerben, gegen andere Nationen, noch um vieles zurück sind.

Intoleranz und Religionsdruck waren von jeher der Bevölkerung, und dem Glücke der Staaten schädlich, dieses hat die Geschichte, und das Beyspiel so vieler anderer Länder gelehrt. In keinem Lande hatten sie aber so nachtheilige Folgen, als in Spanien. Durch die Austreibung der Juden, und der Mauren verlor Spanien einen grossen Theil seiner besten Einwohner, und der Haß, und die Verfolgung, welche Andersdenkende durch Jahrhunderte in diesem Lande zu erdulden hatten, verhinderten, daß diese Lücke durch andere, aus dem Ausland kommende, thätige Menschen ausgefüllt werden konnte. Die Verfolgung ist zwar in den neuern Zeiten nicht mehr so furchtbar, und die Regierung ist über ihr Bestes aufgeklärt worden, allein dem ungeachtet ist der Druck noch lästig,

und für Fremde wenig einladend, sich demselben auszusetzen.

Wir sprachen schon oben von den nachtheiligen Folgen, welche die Schätze fremder Welttheile für Spanien hatten, und müssen noch einmal auf diesen Gegenstand zurückkommen. Für jedes andere Land, welches nicht an den bisher aufgezählten Gebrechen gelitten hätte; für jedes Land, welches bey einer hinlänglichen Bevölkerung, friedlich und nach weisen Staatswirthschaftlichen Grundsätzen regiert worden wäre; in welchem der Handel ein Ansehen, Künste und Gewerbe im Flor gewesen wären; welches durch die vielen Festtage, und die zahllosen Klöster, nicht so viele Zeit und so viele arbeitenden Hände verloren hätte; in welchem es den Fremden frey gestanden hätte, unter dem Schutze der Regierung, ihre Kenntnisse, und ihre Thätigkeit dahin zu bringen ꝛc., würden die Schätze Amerika's segenvoll gewesen seyn. Für Spanien waren sie schädlich, denn die ohnedem erschlaffte Thätigkeit verschwand bey dem Glanze des Goldes ganz, und die reichen Spanier überließen es andern Nationen für sie zu arbeiten. Die Industrie ärmerer Völker wurde dadurch geweckt, sie stiegen im Wohlstand und Flor, und das Geld Spaniens floß ihnen zu. Nur einen Beweis, unter so vielen: bis zum Anfang des achtzehnten Jahrhunderts kaufte Spanien von Holland seine Kriegsschiffe, von Frankreich Segel, Taue, Anker ꝛc. und von England alle Munition. Andere Nationen wurden reich, und Spanien wurde arm, denn die Reichthümer, welche durch Thätigkeit und Arbeit erworben werden, sind wie sanfte, stille Flüsse, sie befruchten

das Land, und machen sie blühend. Amerika's Schätze aber flossen daher wie ein wüthender Strom, welcher im Anfange zwar ein herrliches Schauspiel gewährt, endlich aber alle Fruchtbarkeit zerstört, und allgemeine Verwüstung verbreitet.

Unter die Spaniens Bevölkerung vorzüglich hindernden Ursachen zählen selbst spanische Schriftsteller die Irrungen, und mit ausschliessenden Privilegien versehene Corporationen. Durch sie wird alle Thätigkeit, aller Unternehmungsgeist der Menschen gelähmt, und das Land seufzt unter den drückendsten Monopolien. In keinem Lande der Welt ist das Innungswesen so drückend, als in Spanien. In Castilien und Arragonien zählte man am Ende des achtzehnten Jahrhunderts mehr als 25,000 verschiedene Corporationen, und ihre jährlichen Ausgaben, als Körper betrachtet, wurden auf 12 Millionen Realen gerechnet. Jeder Handelszweig, jedes Gewerbe hat seine Innung, gremio genannt, und es ist jedem, welcher nicht Mitglied derselben ist, strenge verbothen, ein Gewerbe auszuüben, oder sich, wenn er etwa Geschick und Kräften dazu hat, auf mehrere zu legen. Die Eintrittsgelder sind beträchtlich, und die jährlichen Beyträge zur allgemeinen Innungskassa sehr lästig. Die mehrsten Innungen haben königliche Freybriefe und Patente. Sie suchen sich in vielen Gelegenheiten, gestützt auf ihre Vorrechte, dem Gesetz zu entziehen, und in mancher Hinsicht einen Staat im Staate zu bilden. Sie führen kostspielige Prozesse gegeneinander, und suchen sich wechselseitig zu schaden. Sie wachen sorgfältig, daß keiner seine ihm genau vorgezeichneten Schranken überschreite. Der Zimmer-

mann z. B. darf nur weiches Holz verarbeiten, der Rademacher keine andere Wagnerarbeit übernehmen, und der Fabrikant, sollten auch alle seine Magazine voll gepfropft seyn, nichts im Einzelnen. oder unter dem Preise verkaufen. Jede Innung hat seine Vorstände, und Beysitzer, welche während der Zeit ihres Amtes, ihre Geschäfte vernachläßigen, den Geschmack an Arbeitsamkeit verlieren, und liederlich werden. Die jährlichen Beyträge werden verschmaußt, und, da der Spanier nichts thun kann, sollte es auch noch so widersinnig seyn, ohne die Religion auf irgend eine Weise damit zu verbinden, der Ueberschuß an Klöster gegeben, daher dann auch diese Innungen, gegen die Stimme patriotischer Schriftsteller immer Vertheidiger finden.

Diese Ursachen waren es, welche seit Jahrhunderten schon Spaniens Entvölkerung beförderten. Das Uebel wurde dadurch um so merklicher, da andere Nationen in diesem Zeitraume sich empor hoben. Weise Regierungen bewilligten ihren Völkern, religiöse, bürgerliche, und Handelsfreiheit, munterten vor allem den Ackerbau, und dann Künste und Gewerbe auf, benutzten da, wo eigne Industrie nicht hinreichte, die Kenntnisse der Fremden, und stiegen zum größten Flor empor. Der Himmel gebe, daß Spanien, dieses von der Natur so begünstigte Land, durch Erfahrung belehrt, seinen politischen Gebrechen abhelfe! Bald wird es alsdann in der Reihe der Nationen jene Stelle wieder einnehmen, welche ihm aus so vielen Rücksichten gebührt.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Müller, Johann Anton,

Beiträge zur Länder- und Völkerkunde

Bd.: Erster Theil

Augsburg u.a. [ca. 1820]

Geo.u. 247 g-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10429816-0